Besprechungen = Comptes rendus

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Vox Romanica**

Band (Jahr): **24 (1965)**

PDF erstellt am: **23.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Besprechungen – Comptes rendus

FERNANDO LÁZARO CARRETER, *Diccionario de términos filológicos* (S. Heinimann), p. 302. – HUGO MEIER, *Die Metapher* (H. Weinrich), p. 306. – *Saggio di un atlante linguistico della Sardegna* (P. Scheuermeier), p. 310. – GUNNAR TILANDER, *Dancus Rex, Guillelmus Falconarius, Gerardus Falconarius* (P. Wunderli), p. 315. – *Atlas Lingüístico de la Península Ibérica*, Vol. I (G. Colón, H. Lüdtke), p. 323. – RUDOLF HOTZENKÖCHERLE, *Einführung in den Sprachatlas der deutschen Schweiz;* HEINRICH BAUMGARTNER und RUDOLF HOTZENKÖCHERLE, *Sprachatlas der deutschen Schweiz*, Band I (R. Ris), p. 335.

FERNANDO LÁZARO CARRETER, *Diccionario de términos filológicos*, 2ª ed., aumentada, Biblioteca románica hispánica, Gredos, Madrid 1962, 443 p.

Die 2. Auflage dieses vorzüglichen Handbuches – gegenwärtig das beste in seiner Art – ist um ein gutes Drittel umfangreicher als die erste. Der Verfasser hat ca. 700 neue Stichwörter aufgenommen und zahlreiche Artikel ergänzt oder gar von Grund auf neu gestaltet. Das Neue schöpft er zum Teil aus den Rezensionen der 1. Auflage, zum Teil aus Handbüchern wie Lausberg für die Rhetorik, Navarro Tomás für die spanische Metrik und manches direkt aus der neuern und neusten sprachwissenschaftlichen Literatur. Er begnügt sich auch diesmal nicht mit dem Registrieren von Termini und Definitionen, sondern referiert bei problematischen und schwankenden Begriffen wie Artikel, Artikulationsbasis, Aspekt kritisch über die verschiedenen Auffassungen, ohne jedoch sein Wörterbuch mit Diskussionen zu überlasten. Gewiß hätte man in manchen Fällen, wo ein Name zitiert wird, gern genauere bibliographische Angaben. Der Verfasser hat sich hier eine Zurückhaltung auferlegt, die man ihm, da er in erster Linie dem spanischen Studenten dienen will, nicht zum Vorwurf machen darf.

Unter den neuen Stichwörtern finden sich: *acción, denominación, adjetivación, deglutinación, fraseología, grecismo, lingüística matemática, alomorfema, alosema, adagio, aforismo, alegoría, decasílabo, estilema* usw. Als Übersetzung von *Stümmelform* schlägt er vor *forma acortada*, für fr. *usure: desgaste; adopción lingüística* figuriert als Vorschlag von A. Castro für *Lehnwort* (*préstamo*), *fonosimbólico* (Corominas) als Äquivalent von *lautsymbolisch*. Umgearbeitet oder erweitert sind die Artikel *abstracto, acento, acusativo, adjetivo, alejandrino, dativo, forma, sintagma, predicado* und viele andere.

Einen besonderen Vorzug des Buches stellen nach wie vor die begriffsgeschichtlichen und wissenschaftshistorischen Erörterungen dar. (Cf. *paleontología, tipología, fonología, estructuralismo, sintaxis, forma, caso, oración, analogía* u. a.) Man möchte von einem Kenner wie Lázaro noch mehr solche historische Ausblicke wünschen, etwa unter den Stichwörtern *gramática, lingüística, orgánico* (wir vermissen *organismo*), *sujeto, predicado, accidente*, wo mit kurzen Hinweisen die geschichtlichen Grundlagen der heutigen Sprachwissenschaft sichtbar gemacht werden könnten.

Dem im Vorwort ausgedrückten Wunsch entsprechend, erlauben wir uns, im Hinblick auf die 3. Auflage einige Ergänzungen und Verbesserungen anzuregen:

Articulación: Artikulation (deutsch auch *Gliederung*) wurde ursprünglich in einem viel weiteren Sinn gebraucht. Er ist angedeutet s. *articulado* (*lenguaje*). Cf. W. von Humboldt: «Die Artikulation beruht auf der Gewalt des Geistes über die Sprachwerkzeuge, sie zu einer der Form seines Wirkens entsprechenden Behandlung des Lautes zu nötigen» (*Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues,* Berlin 1836, §10: *Lautsystem der Sprachen. Natur des artikulierten Lautes*).

Catalán: Es fehlt ein Hinweis auf die katalanische Literatursprache.

Comparada (*Gramática*): Eine vergleichende Grammatik nicht verwandter Sprachen fordert A. W. Schlegel schon 1803 (cf. W. Scherer, *Jacob Grimm,* Berlin ²1885, p. 349 s.).

Condensación léxica: In einem weitern Sinn faßt Ch. Bally, *Linguistique générale et linguistique française,* den Begriff der *condensation* (dt. *Kondensation* oder – mit Regula – *Verdichtung*).

Diccionario: In der Definition ist unrichtig: «de *todas* las palabras» (cf. weiter unten: «recoge, *exclusivamente,* ...»). Beizufügen wäre das *normative Wörterbuch* vom Typus des *Dictionnaire de l'Académie française.*

Dinámico: In einem andern Sinn braucht Ch. Bally das Wort, wenn er vom *caractère dynamique de l'allemand* im Unterschied zum *caractère statique du français* spricht.

Estilística: Die von Lázaro formulierte Charakteristik der *stylistique* entspricht der von Bally, *Traité de stylistique* I § 19, gegebenen Definition. Bally hat später das Verhältnis der affektiven zu den intellektuellen Ausdrucksmitteln mit in die Definition einbezogen, wobei freilich sein Hauptinteresse stets dem Expressiven galt. In *Le langage et la vie* bestimmt er die Aufgabe der von ihm begründeten Disziplin wie folgt: «Pour moi la tâche de la stylistique consiste à rechercher quels sont les types expressifs qui, dans une période donnée, servent à rendre les mouvements *de la pensée et du sentiment* des sujets parlants, et à étudier les effets produits spontanément chez les sujets entendants par l'emploi de ces types» (p. 88 der Ausgabe von 1935, Hervorhebung des Rezensenten). Und weiterhin präzisiert er: «La stylistique n'est pas l'étude d'une partie du langage, c'est celle du langage tout entier, observé sous un angle particulier. Je n'ai jamais prétendu ... que le langage affectif existe indépendamment du langage intellectuel, et que la stylistique doive étudier le premier à l'exclusion du second; *elle les étudie tous deux* dans leurs rapports réciproques, et examine dans quelle proportion ils s'allient pour composer tel ou tel type d'expression» (p. 92 s.).

Etimología popular: Die angeführte Definition Wartburgs gibt als «Entweder-Oder» (*o bien – o bien*), was sich in Wirklichkeit nicht ausschließt: Phonetische Angleichung und semantische Umdeutung gehen oft Hand in Hand (cf. fr. *choucroute*). Vgl. die Beschreibung der verschiedenen Formen der Volksetymologie bei St. Ullmann, *Semantics,* Oxford 1962, p. 102 s.

Expresión: Vor der speziellen Verwendung des Terminus in der Glossematik möchte man die ursprüngliche, allgemeine Bedeutung von lat. *expressio,* dt. *Ausdruck* verzeichnet sehen.

Expresividad: Vgl. auch *expressivisme phonétique* bei K. Jaberg, *RFP 1* (1946), p. 1 ss.; und den Ausdruck *phonétisme expressif,* mit dem er Lautnachahmung und Lautsymbolik umfaßt (*op. cit.,* p. 29).

Forma interior del lenguaje: Der schillernde und beziehungsreiche Begriff der «innern Sprachform» wird durch das Zitat aus Vossler nur von einer Seite her beleuchtet.

Vgl. die umfassendere Bestimmung des Humboldtschen Begriffs durch G. Ipsen, *Sprachphilosophie der Gegenwart,* Berlin 1930, p. 20: «Innere Sprachform ist das Bildungsgesetz des tragenden Bedeutungsgefüges der Sprache, das eine kategorial geformte Welt als Wirklichkeit meint.» Zur Geschichte des Begriffs neuerdings O. Funke, *Zur Frühgeschichte des Terminus «(innere) Sprachform»,* Festschrift E. Otto, Berlin 1957, p. 289–294. Innere und äußere Form bilden zusammen für Humboldt die *Form der Sprache* (vgl. *Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues,* § 11), ein Begriff, der hier zum bessern Verständnis der beiden andern ebenfalls genannt werden sollte.

Francés: Die französisch sprechende Bevölkerung der Schweiz macht rund 1 Million aus (1960: 1025600).

Genio: Die deutsche Entsprechung ist *Geist der Sprache.* Bei den Romantikern tritt der *Sprachgeist* gleichsam als selbständig handelndes Wesen auf. J. Grimm spricht vom «unbewußt waltenden» und «hütenden Sprachgeist» (*Über den Ursprung der Sprache*).

Geografía lingüística: Unter den «atlas más importantes» müßten heute noch weitere französische Regionalatlanten, der spanische Atlas, der Sprachatlas der deutschen Schweiz u. a. figurieren. Eine vollständige Aufzählung ist indes kaum erwünscht. Es würde sich empfehlen, in der Neuauflage nur diejenigen zu nennen, die wegen ihrer methodischen Konzeption oder allenfalls wegen ihres Umfangs besondere Bedeutung haben. – Für Jaberg-Jud ist zu korrigieren: 1928–1940.

Histórico: Hier oder in einem besondern Artikel möchte man gern den Begriff der Sprachgeschichte (*historia de una lengua*) behandelt sehen, der abzuheben wäre von dem der *gramática histórica* und der Saussureschen *diacronía.*

Italiano: Statt *Bragaglia* lies *Bregaglia.*

Ladino: Mit *ladin* wird auch das Rätoromanische des Engadins bezeichnet.

Latín: Hier wäre zu unterscheiden zwischen *latín medioeval* und *bajo latín,* entsprechend dem fr. *latin médiéval – bas latin,* dt. *Mittellatein–Spätlatein.* Unter *Spätlatein* versteht man das nachklassische und eventuell frühmittelalterliche. Cf. K. Strecker: «Spätlatein muß man vor allem studieren, wenn man Mittellatein lernen will» (Langosch, *Lat. Mittelalter,* Darmstadt 1963, p. 34).

Latinismo: Unter fr. *latinisme* versteht man nicht nur entlehnte Wörter und Wendungen, die ihre lateinische Lautgestalt bewahrt haben, sondern auch und vor allem Ausdrucksformen, die dem Latein nachgebildet sind. So auch im Deutschen und Italienischen. Vgl. die Definition von Cappuccini-Migliorini: «Modo, costrutto, tratto dal latino, che rispecchia crudamente il latino.» Daß diese Bedeutung auch für das Spanische gilt, zeigt M. Alonso, *Encicl. del idioma,* s. v.

Lengua romana: Dieser Artikel kann wegfallen. Vgl. *romana* (*lengua*) und *provenzal.*

Mecánica intuicional: Diesem Begriff von Guillaume wäre das allgemeine Stichwort *mecánico* oder *mecanismo* voranzustellen. *Mechanisch* und *Mechanismus* werden mit Bezug auf die Sprache und auf das Zusammenspiel von psychischem, physischem und sprachlichem Geschehen, freilich mit wechselnder Auffassung, seit dem 18. Jahrhundert gebraucht. Bei F. Schlegel tritt *mechanisch* (von der Flexion mit Affixen) in Gegensatz zu *organisch* (innere Flexion). Cf. E. Fiesel, *Die Sprachphilosophie der deutschen Romantik,* Tübingen 1927, p. 113. Aus neuerer Zeit vgl. etwa Ch. Bally: *Mécanisme de l'expressivité linguistique* (in *Le langage et la vie*).

Neogramáticos: Die offenbar von Bonfante inspirierte Charakteristik der Junggrammatiker, denen im Artikel *Neolingüística* die von Bartoli und Bertoni gegründete

Schule gegenübergestellt wird, ist allzu einseitig geraten. Es geht nicht an, jene mit «interpretación fisiológica de los cambios lingüísticos», diese aber mit «interpretación psicológica de los cambios lingüísticos» zu kennzeichnen. In H. Pauls *Prinzipien* spielt bekanntlich das Psychologische eine große, ja entscheidende Rolle, sogar bei der Erklärung des Lautwandels, bei dem «Tonempfindungen» und «Erinnerungsbilder», wie er im 3. Kapitel darlegt, «von höchster Wichtigkeit» sind, und natürlich erst recht beim Bedeutungswandel und den syntaktischen Veränderungen. Der zentrale Begriff der Analogie ist ebenfalls psychologisch.

Paleontología lingüística. Hier wäre zu unterscheiden zwischen einer ethnologisch-kulturhistorischen und einer rein linguistischen Richtung. Die letztere vertritt Meyer-Lübke, *Einf.*³, § 53, und vor ihm Ascoli. Cf. B. Terracini, *Guida allo studio della linguistica storica* I, Roma 1949, p. 123ss.

Pleonasmo: Hier könnte ein Hinweis auf Ballys *pléonasme grammatical obligatoire* (*Ling. gén. et ling. fr.*³, §§ 234ss.) nützlich sein, was Schwyzers *Hypercharakterisierung* entspricht.

Predicado psicológico: Gegen die Auffassung von Von der Gabelentz, wonach das psychologische Subjekt stets *vor* dem psychologischen Prädikat stehe, hat schon H. Paul Stellung genommen. Das psychologische Prädikat kann auch durch die Tonstärke als solches gekennzeichnet sein. Vgl. das Kapitel *Die syntaktischen Grundverhältnisse* in Pauls *Prinzipien*. Eingehend hat sich Ch. Bally mit der Reihenfolge der beiden Glieder (die er *thème* und *propos* nennt) und mit ihrer Kennzeichnung befaßt (*Ling. gén. et ling. fr.*³, §§ 313ss.: *Séquence progressive*).

Préstamo: Wie problematisch die Einteilung in *Luxuslehnwörter* und *Bedürfnislehnwörter* ist, hat Jaberg in seiner Rezension von Tappolets Buch (abgedruckt in *Sprachwissenschaftliche Forschungen und Erlebnisse, Rom. Helv. 6,* 1937, p. 55ss.) dargetan. Glücklicher scheint uns Migliorinis Unterscheidung zwischen *moventi d'ordine intellettuale* und *moventi d'ordine affettivo* (*Enc. Ital.,* s. *prestito*).

Retorrománico: Hier wäre ein Hinweis auf die rätoromanischen Literatursprachen erwünscht. *Rätoromanisch* ist in der Schweiz seit der Anerkennung des Rätoromanischen als vierte Landessprache (1938) der offizielle Ausdruck. Französisch ist neben *rhétoroman* auch *romanche* üblich, speziell als Bezeichnung des Bündnerromanischen. – Der rätoromanische Name des Münstertales ist *Val Müstair.*

Sustrato: Der Gedanke eines Einflusses der vorrömischen Idiome auf die Aussprache des Lateinischen findet sich schon bei A. Schleicher, *Linguistische Untersuchungen* II, Bonn 1850, p. 161. Erbanlagen nimmt für die Aussprache J. Grimm in seiner Schrift *Über den Ursprung der Sprache* (1851) an.

Tendencia: Zur Geschichte dieses Begriffs, der nicht erst in der modernen Sprachwissenschaft eine Rolle spielt, vgl. B. Terracini, *Guida,* Indice, s. *tendenza.* Schon Diez spricht öfters von *Streben, Richtung* u. ä.

Zur deutschen Terminologie (Auswahl):

Advenediza: korr. *Entlehnung.*

Agudo: Akut ist die Übersetzung von *acento agudo,* vor allem im graphischen Sinn; *steigender* Akzent im phonetischen Sinn; statt *Hoch* und *Stoß* sollte wie bei Marouzeau *Hochton, Stoßton* stehen.

Arbitrario: dt. *willkürlich; inmotivado = unmotiviert.*

Aspecto: Zeitart wäre spanisch zu übersetzen mit *modo de tiempo.*

Bable: Allgemeiner als *Platt* ist dt. *Mundart.*

Categorías funcionales: Geläufiger als *Redeteile* ist im Deutschen *Wortarten.*
Cultura (*Lengua de*): Geläufiger als *Kultursprache* sind *Hochsprache* und *Schriftsprache.*
Derivado: Abgeleitet ist Adjektiv; das Substantiv im Sinn von «palabra derivada por derivación» heißt *Ableitung.*
Figura: adde *Figur.*
Flexión: Flexion oder *Beugung.*
Genérico: geschlechtlich ist in diesem Sinn nicht üblich. *Terminaciones genéricas* heißt deutsch *Genusendungen.*
Grave: Acento grave = Gravis oder *fallender Akzent.*
Isoglosa: dt. *Isoglosse.*
Juego de palabras: Wortspiel.
Labial: korr. *Gerundeter Laut.*
Lengua: Im Saussureschen Sinn auch (*sprachliches*) *System.*
Léxico: korr. *lexikalisch.*
Pleonasmo: Geläufiger als *Abundanz* ist im Deutschen *Pleonasmus.*
Superestrato: Der geläufige deutsche Ausdruck ist *Superstrat; Oberschicht* wird von der sozial und bildungsmäßig höhern Schicht gebraucht.
Supleción: Geläufiger als *Suppletivismus* ist *Suppletivität.* Osthoff, der den Begriff geprägt hat, sprach vom *Suppletivwesen.*
Substrato: Substrat (nicht *Unterschicht*).
Tendencia: Allgemein gebräuchlich ist *Tendenz,* nicht *Trieb.*
Término: marcado = merkmalhaft; no marcado = merkmallos.
Verso: Der geläufigste deutsche Ausdruck ist *Vers.*
p. 421, 2. Kol., Z. 13: korr. *Bedeutungsentlehnung.*
p. 423, 1. Kol.: *Fest Akzent* ist zu streichen.
p. 423, 2. Kol.: *Gerundetlaut* ist zu streichen.
p. 426, 1. Kol., Z. 4: korr. *Lexikalische Kondensation.*
p. 426, 1. Kol., Z. 6: korr. *Lexikalisch.*
p. 426, 2. Kol., Z. 17: korr. *Näselstimme* oder *Näselnde Stimme.*
p. 426, 2. Kol., Z. 18: korr. *Nasenhöhle.*
p. 428, 1. Kol., Z. 12: korr. *geschnittener.*
p. 428, 2. Kol., Z. 7 von unten: korr. *geschnittener.*
p. 429, 1. Kol., Z. 5 von unten: korr. *Teilungsartikel.*
p. 430, 1. Kol., Z. 16: korr. *Unbestimmter Artikel.*
p. 430, 1. Kol., Z. 4 von unten: korr. *Venetisch.*
p. 430, 2. Kol., Z. 22: korr. *Verschlungene Reime.*

S. Heinimann

*

Hugo Meier, *Die Metapher. Versuch einer zusammenfassenden Betrachtung ihrer linguistischen Merkmale.* Diss. Zürich, Winterthur 1963, 246 p.

Aristoteles hat die Metapher nicht in seinen logischen Schriften, sondern in seiner Rhetorik und Poetik bekannt gemacht. So ist die Metapher auf Jahrhunderte, nämlich bis ins 18. Jahrhundert hinein, als rhetorisch-poetisches Phänomen behandelt worden, eine Redefigur unter vielen anderen, ein «verkürzter Vergleich» (Quintilian). Im 19. Jahrhundert entsteht dann eine Semantik, die mit dem Wort auch die Meta-

pher als linguistisches Phänomen entdeckt. Nun kommt Farbe in die Geschichte des abendländischen Metaphernverständnisses. Die Metapher wird problematisch und kontrovers. Sie ist es noch heute.

Hugo Meier hat das Problem in seiner Zürcher Dissertation dankenswerterweise neu aufgegriffen. Im ersten Teil des Buches gibt er einen geschichtlichen Abriß des Metaphernverständnisses von Aristoteles bis zur Semantik der Neuzeit. Also eine Doxographie, wie Aristoteles gesagt haben würde. Hugo Meier referiert die alten und neuen Lehrmeinungen in geschickten Formulierungen und gibt ihnen, wo es nötig ist, einige Erläuterungen bei. Diese Art der Darstellung ergänzt sich glücklich mit der umfangreichen Liste von Metapherndefinitionen, die man im Anhang der wenig später erschienenen Kölner Dissertation von Hans-Heinrich Lieb, *Der Umfang des historischen Metaphernbegriffs* (1964), finden kann. Behandelt werden im einzelnen aus der rhetorisch-poetischen Phase der Metaphorik Aristoteles, Cicero und Quintilian, aus der neueren, semantischen Phase der Metaphorik Darmesteter, Bréal, Wundt, Paul, Bally, Werner, Sperber, Carnoy, Stern, Bühler, Jaberg, Adank, Hedwig Konrad, Ullmann und Hempel. In diesem Traditionsstrang fehlt nichts, außer daß ich mir für die gescheite Dissertation von W. Stählin, *Zur Psychologie und Statistik der Metapher*[1] etwas mehr Raum als drei kurze Erwähnungen gewünscht hätte. Hingegen finde ich auch, daß das Buch von H. Pongs, *Das Bild in der Dichtung;* I: *Versuch einer Morphologie der metaphorischen Formen* (1927, ²1960), mit zwei kurzen Erwähnungen immer noch schmeichelhaft bedacht ist. Am Ende des genannten Traditionsstranges ist der Überblick über die Lehrmeinungen zur Metaphorik nicht mehr vollständig. Der Verfasser hat nämlich seine Arbeit, die 1956 angefangen wurde, für mehrere Jahre unterbrochen und dann in jüngerer Zeit fertiggestellt. Die bibliographische Lücke, die durch die Unterbrechung entstanden ist, wurde nur unvollkommen ausgefüllt. In jenem Zeitraum erschienen beispielsweise Christine Brook-Roses *A Grammar of Metaphor* (1958) und Hans Blumenbergs wichtige Schrift *Paradigmen zu einer Metaphorologie* (1960). Es erschien Franz Vonessens Aufsatz *Die ontologische Struktur der Metapher*[2]. Es erschienen weitere Bücher und Aufsätze, die man zum Teil in der Bibliographie der Dissertation von Hans-Heinrich Lieb finden kann. Und es erschienen schließlich eine Reihe wichtiger Schriften zur Semantik, die alle auch die Metaphorik mittelbar oder unmittelbar betreffen. Denn die Semantik ist in Bewegung. Von Bréal bis Kronasser stand die Semantik unter dem milden Zeichen der Begriffsgläubigkeit. Unverbunden neben ihr und letztlich aus dem Nominalismus der mittelalterlichen Sprachlogik herkommend, hat sich aber vorwiegend in der Logik und Mathematik eine ganz andere, skeptische Semantik entwickelt, die nicht mehr an die Wortbedeutung glaubt und an deren Stelle die immer verschiedenen Meinungen immer verschiedener Texte setzt. Valéry notiert schon in seinem Cahier von 1900/01: «Le sens d'un mot n'existe que dans chaque emploi particulier» (*Cahier II,* 261). Bekannter geworden sind die ähnlich lautenden Äußerungen Wittgensteins und vieler Empiristen aus England, Behavioristen aus den USA. Diese Gedanken sind nicht alle in den letzten Jahren entstanden, aber gerade die letzten Jahre haben die beiden oppositionellen Semantiken aus dem bloßen Nebeneinander, wie es sich noch in Ullmanns Buch *Semantics* (1962) spiegelt, zur Auseinandersetzung und – vielleicht – dialektischen Vereinigung geführt. Das ist, mit anderen Worten, der Aufbruch zu einer strukturalen Semantik, wie er sich in der

[1] *Archiv für die gesamte Psychologie 31* (1924), 297–425.
[2] *Zeitschrift für philosophische Forschung 13* (1959), 397–418.

letzten Zeit überall abzeichnet. Diese Entwicklung also wird in der Dissertation von Hugo Meier nicht mehr aufgenommen. Die nach dem gegenwärtigen Stand der Sprachwissenschaft zu erspähende Chance eines semantischen Neuentwurfs für die Metaphorik konnte daher auch nicht genutzt werden.

Aber Hugo Meier gibt sich keineswegs mit der wissenschaftsgeschichtlichen Darstellung zufrieden. Er schreibt einen zweiten Teil, den er «Versuch einer Synthese» nennt. Synthese ist eigentlich zuviel gesagt, weil er zu den Thesen seiner Semantiker die großen Antithesen, nämlich die der Skeptiker, ausläßt. Ich würde statt dessen von dem «Versuch einer Harmonisierung» sprechen. Eine Harmonisierung der im ersten Teil des Buches referierten Metapherntheorien liegt tatsächlich im Bereich des Möglichen, und Hugo Meier löst die Aufgabe, so gut es möglich ist. Er verschiebt dabei die Akzente vorsichtig in die Moderne, soweit man den großen Ferdinand de Saussure heute noch zu den Modernen rechnen kann. Er ist eher ein Klassiker der Modernen. Bei Saussure holt sich Meier nun vor allem den Begriff der «valeur», unterschieden von dem Begriff der Bedeutung («signification»). «Valeur» ist dem Umfang nach mehr als «signification»; Meier versteht mit Bally und Ullmann unter «valeur» das Insgesamt mehrfacher Bedeutungsbeziehungen eines Wortes. An diesen mehrfachen Bedeutungsbeziehungen kann man wiederum mehrere Stufen der Verschiedenheit unterscheiden: 1. die bloße Verwendungsverschiebung; 2. die Polysemie; 3. die Homonymie. In diesem Schema bringt Meier auch die Metapher unter und unterscheidet auch an ihr die genannten drei Stufen. Gegen diese Überlegung ist nichts einzuwenden, sofern man sich nur mit der Saussureschen Unterscheidung von «valeur» und «signification» anfreunden kann. Mir will das bei aller Bewunderung für Saussure nicht gelingen. Ich kann zur Not verstehen, was «valeur» ist. Aber für die Erkenntnis dessen, was dann «signification» ist – offenbar so etwas wie «eigentliche» Bedeutung –, bedarf es einer besonderen Gabe der Introspektion, die mir nicht gegeben und in der Wissenschaft auch nicht recht anerkannt ist. Aber man kann diese Fragen wohl auf der Basis einer bloßen Wortsemantik – und die ältere Semantik ist Wortsemantik – nicht lösen. Die Semantik muß das Wort überschreiten, paradigmatisch zum semantischen Feld hin, syntagmatisch zum Text hin. Hinzu kommt noch ein Unterschreiten des Wortes zu der kleineren, aber verläßlicheren Einheit des Monems hin. So stelle ich mir die Weiterentwicklung der Semantik vor, und das heißt gleichzeitig die Weiterentwicklung der Metaphorik. Daß dabei die Weiterführung der Wortsemantik zur Textsemantik von besonderer Wichtigkeit ist, versteht sich. Denn eine Metapher ist niemals ein einfaches Wort, immer ein Stück Text. Es konnte bei der im ganzen rückwärtsgewandten (auch Saussure liegt rückwärts!) Betrachtungsweise des Verfassers nicht ausbleiben, daß er, von wenigen Bemerkungen abgesehen, die Metaphernauffassungen der Semantiker auf der Ebene der Wortsemantik harmonisiert. Unbeantwortet, ja ungestellt bleiben daher Fragen wie die nach der Stellung von Metaphern im semantischen Feld, nach der möglichen oder unmöglichen Metaphorisierung von Morphemen, Eigennamen, Termini, Zahlen usw. Alle Kapitel der Semantik, der Morphosemantik ebenso wie der Lexosemantik, müssen aber unter dem Gesichtspunkt der Metaphorik neu betrachtet werden. Erst dann gelangt man wirklich zu einer Semantik der Metapher.

Hugo Meier geht dann den «Ursachen der Metapher» nach. Diese Fragestellung, auf die man selber so leicht nicht kommen würde, wird ihm ebenfalls von der Tradition her zugetragen. Denn in den Semantiken, die Meier in den Bibliographien gefunden hat, herrscht in durchaus unangemessener Weise die Frage nach dem Bedeutungs-

wandel. Auch Hugo Meier leitet daraus für sein Buch die Notwendigkeit ab, der Synchronie zwar den ersten Platz, der Diachronie aber den größeren Platz einzuräumen. Denn auch Metaphern entstehen natürlich. Warum entstehen sie, und warum gibt es nicht keine Metaphern? Meier holt sich aus der Tradition die einleuchtendsten der bekannten Argumente: wir bilden Metaphern, weil uns oft eigentliche Wörter fehlen, weil unser Denken schrankenlos anthropomorph ist, weil in uns der Affekt am Werk ist und weil es schließlich in uns ästhetische Bedürfnisse gibt. Diese «Ursachen» können getrennt, sie können aber auch vereint wirken. So entsteht dann im einzelnen Sprechakt die Metapher, ein diachronischer Vorgang. Auch den langsamen Prozeß der Einbürgerung einer Metapher im Vokabular der Sprache versteht Meier als einen diachronischen Vorgang. Zugegeben für den letzteren Prozeß. Aber in der eigentlichen Metaphernprägung, d. h. in der metaphorischen Verwendung eines Wortes, vermag ich keinen diachronischen Vorgang zu sehen. Sonst müßte jede Verwendung eines Wortes in einem neuen Satz ein diachronischer Vorgang sein. Es geschieht ja etwas mit dem Wort: der Kontext determiniert es und verändert seinen Bedeutungsumfang. So verhält es sich auch bei der Metapher. Man nimmt ein Wort der Sprache und verwendet es in einem Kontext, der es determiniert und seine Bedeutung ändert. Diese determinierende Veränderung ist zwar von anderer Art, aber das ist auch der einzige Unterschied. Sofern man also nicht bereit ist, den Sprechakt überhaupt mit der Diachronie zusammenfallen zu lassen, muß man sagen, daß der Metapherngebrauch nichts anderes als eine besondere Art Wortgebrauch ist, also Sprechakt. Mit Diachronie hat das nichts zu tun. Von einer Lehre über den Bedeutungswandel, so intelligent sie auch konzipiert sein mag, hat daher die Metaphorik kaum Aufschlüsse zu erwarten. Umgekehrt hat die Metaphorik natürlich einer Lehre vom Bedeutungswandel allerhand Aufschlüsse anzubieten.

Und dann das Problem des tertium comparationis. Hugo Meier argumentiert mit dem alten homerischen Beispiel: «er ist tapfer wie ein Löwe», «er ist ein Löwe». Das tertium comparationis sei der Mut. Ja, das klingt sehr einleuchtend und ist doch vielleicht nur Widerschein der metaphorischen Verzauberung, der wir alle unterliegen. Ich kann mich von dem Verdacht nicht freimachen, daß wir beim Löwen nur deshalb so bereitwillig die Eigenschaft des Mutes entdecken, weil wir den Löwen immer schon mit dem Helden verglichen haben. Aber damit sind wir schon wieder mitten im Universalienstreit, der allem Anschein nach in der Semantik des 20. Jahrhunderts doch neu ausgetragen werden muß.

Heute eine Metaphorik zu schreiben ist eine Temperamentssache. Der Verfasser hat sich für eine vorsichtige Weiterentwicklung der überlieferten Theorien entschieden. Das ist eine achtbare Entscheidung, und sein Buch ist ein lesenswertes Buch geworden. Ich hätte jedoch wahrscheinlich schneller als er bisweilen ein Buch zugeschlagen und gesagt: Dieser Weg führt nicht weiter. Ich hätte öfter geurteilt: Diese Lehre ist falsch. Ich hätte eher beschlossen: Man muß es einmal ganz anders versuchen.

Harald Weinrich

*

Saggio di un atlante linguistico della Sardegna sui rilievi di † Ugo Pellis a cura di Benvenuto Terracini e Temistocle Franceschi con un commento di Benvenuto Terracini. I. Carte, 32 × 43 cm, Tav. 1–60. II. Testo, 17 × 24,5 cm, p. 1–176. *Istituto dell'Atlante linguistico italiano* annesso all'Università di Torino. Opera promossa dalla *Società Filologica Friulana «G. I. Ascoli»*, Torino 1964.

Wenn der Schreibende dem Wunsche der Redaktion des *ALI* nach einer Besprechung in der *VRom.*, wenn auch mit Bedenken, nachgab, tat er das nicht nur, weil auch jetzt noch die Sache eines italienischen Sprachatlasses ihm brennend am Herzen liegt, sondern vor allem im Bestreben, dem großen Werk des *ALI* nützlich zu sein. Der Leser möge es dem Explorator des *AIS*, der mit allen wichtigen Mitarbeitern aus beiden Lagern persönlich bekannt war, nicht verargen, wenn dabei das Selbsterlebte und das rein Technische allzu sehr in den Vordergrund tritt, waren doch Fragen der konkreten Verwirklichung, vor allem der Transkription, einst für ihn die tägliche große Aufgabe.

Vorgeschichte: Als nach dem Oktober 1922, zu einer Zeit hoher nationaler Erregung in Italien, Jaberg und Jud, deren Explorator schon seit Jahren in Graubünden und Oberitalien unterwegs war, schließlich zur Überzeugung kamen, daß eine Zusammenarbeit mit italienischen Gelehrten damals unmöglich war, entschlossen sie sich, den *AIS* in dem ihren Kräften und Mitteln möglichen Rahmen durchzuführen[1]. So entstand zwischen den beiden Weltkriegen der «Atlante italiano degli Svizzeri», der dank den Anstrengungen und den Opfern der beiden Herausgeber sein Ziel erreichte. Seit mehr als einem Vierteljahrhundert hat er seine Existenzberechtigung bewiesen.

Der *ALI* wurde aus nationalem Impetus geboren. Er ist «l'atlante italiano fatto da Italiani». Seine Schöpfer, Bartoli, Vidossi, Pellis, die alle ihre romanistischen Sporen noch an den Universitäten Wien und Innsbruck abverdient hatten, wollten damit ihrer neuen Madre Patria eine Gabe auf den Altar legen. Nach dem Ersten Weltkrieg war die *Società Filologica Friulana* (SFF) gegründet worden von hochgesinnten Patrioten, die in der Freude über das wiedergewonnene oder neu erworbene Vaterland sich zusammenschlossen, um die Mundart der Heimat zu pflegen, und sie brannten darauf, etwas Großes zu tun auch für das größere Vaterland. Pellis, ihr damaliger Präsident, verstand es, diese Begeisterung für seine Sache zu gewinnen, so daß die SFF das Patronat über den *ALI* übernahm (ähnlich wie bei uns die *Società Retorumantscha* Herausgeberin des *Dicziunari Rumantsch Grischun* ist). Es ist bemerkenswert, daß die SFF durch alle Wechselfälle des Schicksals bis zum vorliegenden «Saggio» dem *ALI* mit geistiger und materieller Unterstützung die Treue gehalten hat. – Wissenschaftlich hat sich der *ALI* ein höheres Ziel gesteckt als der *AIS*. Das Netz seiner Aufnahmepunkte sollte viel dichter, seine Fragebücher viel umfassender und all den regionalen Spezialitäten des ganzen Landes besser angepaßt sein. Aber die Erreichung eines solchen Zieles erforderte viel gewaltigere Anstrengungen, viel mehr Zeit und weit größere Mittel.

Als ich 1925 nach Abschluß der Hauptaufnahmen für den *AIS* in die Heimat zurückkehrte, startete der damals 43jährige Pellis als einziger Explorator für den größeren Atlas von Bartoli. Pellis wußte, was er übernahm. Er hatte schon im Frühling

[1] Die Vorgeschichte des *AIS* wird ausführlich dargestellt in der Vorrede des sogenannten «Einführungsbandes» zum *AIS* (1928), p. 4–8.

1922 mich und meine Arbeit kennengelernt, als ich für den *AIS* in der Gegend von Triest tätig war. Pellis unterrichtete damals an einem Triestiner Lyzeum. Ich hatte ihn aufgesucht, weil mir von meinem Studium her der Name des Gartner-Schülers bekannt war, der eine Dissertation über seine heimische Friauler Mundart am untern Isonzo verfaßt hatte[2]. Wir sahen uns damals öfters und verstanden uns gut. Ich erzählte ihm ausführlich von meinen Aufnahmen im Friaul und in Istrien. Es scheint, daß die so schwierige und mühevolle Aufgabe eines Explorators ihn eher gereizt als abgeschreckt hat. Als wir uns am Fronleichnamstag 1922 zum letztenmal sahen, ahnte ich nicht, daß Pellis in meine Fußstapfen treten und mir nachfolgen würde, um dreimal so viele Jahre für seinen *ALI* hinzugeben wie ich für den *AIS*. Von 1925 bis 1942 hat Pellis in ganz Italien 727 Mundartaufnahmen für den *ALI* durchgeführt. 1943 starb er an einer schweren Krankheit, ohne das hochgesteckte Ziel erreicht zu haben[3]. Für die 18 Jahre treuer Arbeit und opferfreudiger Hingabe verdient er unsere Anerkennung und Bewunderung.

Das *Istituto dell'ALI*, das dank Bartoli der Universität Turin angeschlossen worden war, wurde durch den Krieg schwer geschädigt. Bomben zerstörten seinen Sitz neben andern Universitätsgebäuden – glücklicherweise befand sich das kostbare Zettelmaterial in Udine in Sicherheit. Anfangs 1946 starb auch Bartoli, 73jährig. Vom alten Redaktionsstab lebt nur noch der hochbetagte Vidossi. Infolge dieser Schicksalsschläge waren über ein Jahrzehnt die Arbeiten am *ALI* stillgelegt. Der Wille und die Hoffnung, Italien durch ein großes wissenschaftliches Werk zu bereichern, waren aber nicht erloschen. Als der aus Argentinien zurückgekehrte Benvenuto Terracini nicht nur die Nachfolge Bartolis an der Universität Turin antrat, sondern auch für die Übernahme der schweren und verantwortungsvollen Aufgabe der Direktion des *ALI* gewonnen werden konnte, kam neues Leben in das Unternehmen. Das seltenste Glück aber, das erlaubte, im Juni 1955 die Arbeit wiederaufzunehmen, war, daß man endlich einen kompetenten Nachfolger von Pellis hatte finden können. Der 77jährige Raffaele Giacomelli, pensionierter Mathematikprofessor, Mundartforscher durch Begeisterung und Berufung, stellte Können, Erfahrung und seine immer noch jugendliche Schaffensfreude dem Werke zur Verfügung. Er hatte sich schon 1933 in der italienischen Linguistik einen Namen gemacht durch seine Besprechung des *AIS*, zu der er von Bertoni aufgefordert worden war[4]. Giacomelli hatte sich aber erst an diese Aufgabe gemacht, nachdem er in gemeinsamen Sitzungen mit mir an *AIS*-Punkten in der Emilia, der Toskana und in Latium mit meinen Gewährsleuten unsere Aufnahmen kontrolliert hatte, wobei er größtes Interesse und Verständnis für unsere Aufnahmeprinzipien und ebensogroße Gewissenhaftigkeit bezeugte. So wurde denn seine Rezension zu einem Musterbeispiel scharfer Beobachtung, unbestechlicher Sachlichkeit und absoluter Loyalität. Mit der ihm eigenen Ganzheit machte sich der alte Herr an seine neue Aufgabe. Aber schon am Ende des zweiten Jahres ereilte ihn der Tod, wie er, von einem linguistischen Fischzug heimgekehrt, eben die geliebte Beute ordnete. Der *ALI* verdankt diesem Helfer in der Not 45 Aufnahmen und die Verjüngung des Werkes, in dem sein Geist wie ein Segen weiterlebte. Das Vorbild dieses bei aller

---

[2] Ugo Pellis, *Il Sonziaco*. Trieste I. 1910. II. 1911. Estratto dell'Annuario dell'I. R. Ginnasio superiore di Capodistria. Anno scol. 1910/11.

[3] Vgl. Nachruf von Bartoli in *Rivista geografica italiana*, Firenze 1943.

[4] R. Giacomelli, *L'AIS. Controllo fonetico di 17 punti dell'AIS nell'Emilia, nelle Marche, in Toscana, nell'Umbria e nel Lazio*, in: *ARom. 18*, 1–60.

Kompetenz so bescheidenen Kollegen und väterlichen Beraters wirkte befruchtend und anspornend auf die junge Equipe von Mitarbeitern, die sich jetzt um Terracini scharte. Seit 1955 haben besonders Grassi und Franceschi die Aufnahmen von Pellis fortgeführt; in geringerem Maße halfen ferner in Sizilien und Apulien Picitto, Melillo und Tropea[5]. 1964 war die Materialsammlung endlich abgeschlossen und das Ziel erreicht: «circa un migliaio di rilievi, per poco meno di tre quarti eseguiti dal compianto Ugo Pellis»[6]. Nun wurde die Frage der Publikation immer dringlicher.

«Saggio». Schon seit langem war im Istituto des *ALI* in Turin ein ganzer Stab damit beschäftigt, das eingegangene Material zu ordnen und die Publikation vorzubereiten. Nach Sicherstellung der nötigen Mittel wurde 1960 beschlossen, zunächst einen «*Saggio di un atlante linguistico sardo*» herauszugeben. Mit diesem Probestück hoffte man vorerst, eine Reihe technischer Probleme der Lösung näherzubringen. Inhaltlich eignete sich Sardinien zu diesem Versuche besonders gut dank seiner Insellage, der Dichtigkeit der von Pellis aufgenommenen Punkte und vor allem wegen der Originalität und Altertümlichkeit seiner Sprache und Kultur. Man wollte an einem besonders eindrücklichen Muster zeigen, was durch die kartographische Darstellung und die sprachgeographische Methode deutlich gemacht werden kann.

Die vorliegende «Probe» präsentiert sich in ihrer Form sehr gut. Wir sind glücklich, zu sehen, daß die klassische Form der Sprachkarte à la *ALF* beibehalten wurde, d.h. jede Wortform in sauberer phonetischer Schrift an ihrer geographischen Stelle. Das aufrechte Rechteck, 19 × 32 cm, mit der Karte im Maßstab 1:1000000, ist mit einem Koordinatensystem in kleinere aufrechte Rechtecke, 8,5 × 10,5 cm, eingeteilt, welche am linken Rande mit F–I, oben mit b–d bezeichnet sind. Die Punkte der Aufnahmen in jedem Rechteck sind fortlaufend numeriert. Nach welchem Prinzip sie angeordnet sind, ist nicht immer ersichtlich: warum liegt z.B. Hc1 in der Mitte des Rechtecks? Mit diesem System sind auf einer relativ kleinen Karte die Punkte – hier sind es im ganzen deren 105 – leicht zu finden. Wenn es sich aber auf dem Festland um größere Regionen handeln wird, ist es eine Frage, ob das Einteilungsprinzip des *AIS* nicht besser wäre[7]. Die Größe der Karte und die Zahl der vorhandenen Punkte werden in dieser Frage entscheidend sein. – Von der Grundkarte in blassem Orange (Koordinatensystem mit den Buchstaben F ..., b ..., Nummern der Punkte, Umrisse der Insel, Flüsse und Seen) hebt sich die schwarze, gut leserliche phonetische Schrift deutlich ab. Der Kopf der Seite trägt das Stichwort mit der Nummer des Fragebuches, darunter stehen die entsprechenden Nummern des *AIS, ALEIC, ALF, ALC.* Ein breiter Streifen rechts neben der Karte bietet viel Platz für eine Legende. In vielen der vorliegenden Karten ist dieser jedoch nicht ausgenützt, andere bringen dort nur wenige ergänzende Bemerkungen. Der Band I enthält 60 Sprachkarten (*Tavole*), die erste die offiziellen Namen der aufgenommenen Orte.

---

[5] Nähere Auskunft über die geplante Arbeit des *ALI* und über die Durchführung der Mundartaufnahmen findet man einstweilen in «*Ce fastu?*» der SFF, Jahrgang 1925–1933, und besonders in den 11 Heften des *BALI* 1933–1964.

[6] *BALI 11* (1964), 63.

[7] Vorteile: *ALI:* bei der fortlaufenden Numerierung weiß man immer, wie viele Aufnahmen in einem Rechteck liegen. *AIS:* der Punkt ist schneller und sicherer zu finden, weil jede Ziffer über die Lage des Punktes etwas aussagt (z.B. P. 299: 200 = Lombardei-Oltrepo; 90 = im äußersten Süden; 9 = im äußersten Osten; P. 701: 700 = Süditalien; 0 = im äußersten Norden; 1 = im äußersten Westen).

Der Band II mit dem Textteil ist nicht ein «Einführungsband» wie z.B. der des *AIS* von 1928. Eine solche «*Notizia*» mit allen nötigen Angaben über Vorgeschichte, Fragebuch, Aufnahmen usw. soll bei Beginn der Publikation folgen. In Band II, p. 11–19, schildert Franceschi vom praktischen Standpunkt aus «*Come son costruite le carte*» mit dem Material, das ausschließlich von Pellis in den Jahren 1933–1935 auf der Insel gesammelt worden ist. Dann gibt er p. 20–24 eine vorläufige detaillierte Tabelle des im «Saggio» verwendeten Transkriptionssystems. Dort werden die von Pellis und dem *AIS* gebrauchten Zeichen neben die entsprechenden des *ALI* gestellt. Der *ALI* hat also die Transkription von Pellis nicht immer übernommen. Pellis soll in der Schule Gartners zu einem besonders feinen Phonetiker ausgebildet worden sein. Er habe in Innsbruck gelernt, das Gras wachsen zu hören, sagte mir Bartoli. In Pellis' Nachruf rühmt er dessen «sensibilità acustica eccezionale», die ihm erlaubte, «di percepire le più sottili sfumature fonetiche». Es scheint, daß Pellis in seinem Bestreben nach möglichster Genauigkeit gelegentlich allzu subtil gewesen ist, so daß die Redaktion des *ALI* beschloß, seine allzu differenzierten Schreibungen zu vereinfachen. Franceschi schreibt darüber, Bd. II, p. 18–19: «il Pellis ad un coordinato sistema iniziale di trascrizione era venuto via via aggiungendo di fronte a nuovi suoni, nuovi segni escogitati lì per lì, non sempre del tutto coerenti col resto»; p. 21: «le modificazioni che si son dovute apportare alla scrittura originale spesseggiano». So schreibt z.B. Franceschi nur *č* und *ǧ*, wo Pellis *č*, $\overset{\check{}}{c}$, $\overset{\acute{}}{c}$, $\overset{\acute{}}{\overset{\check{}}{c}}$, *ć* und *ǧ*, $\overset{\check{}}{g}$, $\overset{\acute{}}{g}$, $\overset{\check{}}{\overset{\acute{}}{g}}$, $\overset{\acute{}}{\overset{\check{}}{g}}$, $\overset{\check{}}{z}$ hat; vgl. in der Tabelle die schwankenden Notierungen von Pellis, welche folgenden Transkriptionen von Franceschi entsprechen: *γ*, *t*, *d*, *ḍ*, *ḋ*, *n*, *ś*, *ˇʃ*, *'ʃ* usw. Auf jeden Fall war die Aufgabe Franceschis, in den unendlich reichen Materialien eines andern, der bereits seit 20 Jahren nicht mehr unter den Lebenden weilte, ohne mögliche Kontrollen Änderungen vorzunehmen, ein sehr heikles und problematisches Unterfangen. Ich weiß, daß Gilliéron, Jaberg und Jud, außer in ganz vereinzelten Ausnahmen, an den Schreibungen ihrer Exploratoren aus Prinzip nie etwas geändert haben, auch wenn es sich um offensichtliche Verschreibungen handelte. Und doch müssen wir den Herausgebern des *ALI* dankbar sein, daß sie, «rebus sic stantibus» auch mit Notbehelfen, versuchen, die gewaltige Arbeit eines Toten für die Gegenwart und Zukunft wieder lebendig zu machen.

Bemerkungen zur Transkription, besonders im Hinblick auf den *AIS:* Wir begreifen, daß der italienische Leser sich stößt an den Schreibungen des *AIS: z* = *ʃ*, *ts* = *z*, *dz* = *ʒ*, *ž* = *ˇʃ*. Aus Rücksicht darauf hätte der *AIS* vielleicht besser getan, *z* – *ʒ* zu schreiben, statt *ts* – *dz*. Er hätte dann auch die Inkonsequenz vermieden, die darin besteht, daß einerseits *ts*, anderseits *ć*, statt *tš*, geschrieben wird. – Wenn auch Pellis, wie der *AIS*, für den stimmhaften palatalen Reibelaut *ž* schrieb, hielten sich beide an die übliche Tradition (Ascoli, Gartner). Der *ALI*, der seine Transkription möglichst zu rationalisieren sucht, schreibt hier logischerweise *ˇʃ*, neben dem stimmhaften *ʃ*. Bei dreistufigen Buchstaben mit diakritischem Zeichen, wie z.B. *ˇʃ*, *'ʃ*, wird allerdings das Schriftbild leicht schlecht leserlich. Noch schlimmer steht es mit dem Zeichen *ʃ*, das mit dem Punkt darunter gar vierstufig wird. – Der Anlaut von *gatto* wird in der Tabelle nicht mit dem gewöhnlichen Buchstaben *g-*, sondern mit einem neuen Zeichen wiedergegeben. Es wäre schwer verständlich, wenn im ganzen System ein so normaler Buchstabe wie *g* nicht als Zeichen verwendet würde. Wirklich finden wir ihn auch ganz normal in den Sprachkarten von Bd. I, z.B. in Tav. 23 *gamba,*

Tav. 20 *gòbbu*, Tav. 9 *piguloſa, pigabige* usw. – Der Unterschied zwischen dem velaren *n* in *anca* und in torin. *lana* (*AIS aŋka, laŋa*) ist in Wirklichkeit so gering, daß wir vorzögen, beidemal *ŋ* zu schreiben, statt *ŋ* und *n̥* zu unterscheiden, zumal der Punkt unter dem Buchstaben in *d̥, l̥* usw. bereits etwas anderes bedeutet. – Der deutsche *ich*-Laut wird laut Tabelle mit *h* umschrieben. Wie würde denn ein deutsches *h* transkribiert? (nach der Lauttabelle von *BALI* 1962: «*h = h tedesco*», was wohl auch dem tosc. *h* entspricht). Da der *ach*-Laut mit *χ* wiedergegeben wird, wäre der *ich*-Laut wohl besser mit *χ*+diakritischem Zeichen geschrieben. Warum aber nicht beidemal wie im *AIS*? – Das gegen *ϑ* hin gesprochene *s* (*AIS* = *ŝ*, Originaltranskription $^{\vartheta}_{s}$, Pellis *σ*, $^{\sigma}_{s}$, $^{s}_{\sigma}$) wird im «Saggio» mit *ṣ* transkribiert. Hätte man nicht ein anderes diakritisches Zeichen wählen können? So ist eine leidige Verwechslung mit *AIS*: *ṣ* = «*s* zwischen *s* und *š*» unvermeidlich. Man sollte im Prinzip wenn immer möglich sich an bestehende Transkriptionsgewohnheiten halten. – Im gleichen Sinne bedauern wir, daß der allgemein übliche und logische Parallelismus der Schreibung des palatalen *l* und *n* mit «Tilde»: *l̃* (oder *l̃*), *ñ*, aufgegeben worden ist. Es ist richtig, daß bei schlechter Schrift das mouillierte *l* = *l̃* als *l* mißdeutet werden kann. Aber die vom *ALI* eingeführten Zeichen *l*ˇ, *l*′ geben ein schlechtes Schriftbild, besonders wenn bei schiefer Schriftlage das diakritische Zeichen allzusehr über das folgende Zeichen zu liegen kommt (könnte man dem nicht vielleicht dadurch abhelfen, daß man das diakritische Zeichen vor den Buchstaben setzte: ˇ*l*, ′*l*, wie ˇ*ſ*, ′*ſ*?). – Am meisten aber bedauern wir, daß der *ALI* nicht die Tradition Ascolis aufrechterhalten hat für die Schreibung der Palatale *č̆* – *ǧ̆* und *ć* – *ǵ*. Jetzt besteht das unglückliche Durcheinander: *AIS č̆* – *ǧ̆* = *ALI ć* – *ǵ*, *AIS ć* – *ǵ* = *ALI č̆* – *ǧ̆*. Wir, die wir vom Rätoromanischen herkommen, können uns nicht damit abfinden, daß der für dieses so typische Laut *č̆* (eng. *ch*, surselv. *tg*) mit dem bisherigen Allerweltszeichen *ć* (aus c vor e, i) geschrieben werden sollte. – Tonvokale: Da im *ALI* bei den Tonvokalen das Zeichen für Öffnung ` und für Schließung ´ zugleich auch der Intensitätsakzent ist, mußte für die betonten mittleren Vokale, die kein Öffnungszeichen tragen, ein besonderes Intensitätszeichen eingeführt werden (die Lauttabelle *BALI* 1962 gab dafür noch *a̲, e̲, i̲* usw. an). Jetzt bringt die Tabelle von Bd. II dafür einen rechten Winkel über dem Vokal └. Auf den Karten von Bd. I aber ist dieses Zeichen immer deutlich ein spitzer Winkel über dem Vokal ˪, der neben den übrigen Qualitätszeichen verwirrlich wirkt, weil man den schiefen Strich auch als Schließungszeichen, den waagrechten als Längung mißdeuten könnte. Wären bei allen Vokalen Öffnung und Schließung immer durch ein Zeichen unter dem Vokal angegeben, wie beim *AIS*, würde ein einziges Intensitätszeichen genügen. Jetzt hat der *ALI* zwei verschiedene Prinzipien für Öffnung und Schließung: *e̲ e̲* und *ẹ ẹ* usw. für die unbetonten, aber *è, é,* ˪*e* für die Tonvokale. – Längung der Tonvokale: Dafür finde ich in den vorliegenden Karten kein Zeichen. In Tav. 57 z. B. wird in der Quantität des Tonvokals kein Unterschied gemacht zwischen Gc 8 *mazzòne* und 16 *gròḍḍe*, während der *AIS* K. 435 deutlich unterscheidet zwischen *matsǫ̀ne* und *gróḍḍe*. Der *ALI*, der doch sonst den *AIS* an Differenzierungsmöglichkeiten weit übertrifft, scheint in diesem Fall hinter ihm zurückzustehen. – Der *ALI* mit seinem viel umfassenderen Material und seinem weit engern Netz hofft, die Transkription gegenüber dem *AIS* zu verfeinern. Er glaubt das mit oft neuen, rationelleren Zeichen zu erreichen. Er muß aber bei ihrer Wahl bedenken, daß ein Transkriptionssystem, wenn immer möglich, sich an international gültige Konventionen halten sollte. Ob seine komplizierte Transkription zu einer Bereicherung oder zu Verwirrung führen wird, darüber werden die zukünftigen Leser

entscheiden. Jedenfalls wird diesen die Disharmonie der Transkription zwischen *AIS* und *ALI* Mühe machen.

Der «*Commento analitico*», Bd. II, p. 27–135, mit seinem *Riassunto*, p. 137–168, mag den Hauptherausgeber am meisten an dieser Veröffentlichung interessiert haben. Die 60 Karten des «Saggio», die hier einzeln von Terracini interpretiert werden, sind nämlich nicht einfach die ersten 60 Karten eines systematischen sardischen Sprachatlasses. Ein Sprachatlas ist nicht das Ziel der Forschung, sondern nur ein Mittel zur sprachgeographischen Erkenntnis. In diesem appetitanregenden «Saggio» wollte aber Terracini aus dem hochinteressanten sardischen Material eine Auswahl jener Begriffe präsentieren, in denen die Charakteristika des Sardischen, der Sprache und der Kultur, dank der sprachgeographischen Methode besonders sprechend zum Ausdruck kommen. So ist durch diesen «Commento» und die Wahl der 60 Karten der «Saggio» zu wissenschaftlicher Forschung selber geworden, nämlich zu einer großangelegten Sprachgeographie Sardiniens. Von allen möglichen Gesichtspunkten her, unter Behandlung der verschiedensten sprachgeographischen Probleme, welche das prächtige Kartenmaterial stellt, wird immer wieder das Eine versucht, dem Ziel, d.h. der Erkenntnis, näherzukommen. Es wäre verlockend, in diesem Rahmen aber nicht möglich, auf Einzelheiten einzugehen. Der Explorator des *AIS* muß hier den Spezialisten den Vortritt lassen. Die Sardologie wird sich mit diesen kostbaren sprachgeographischen Beiträgen auseinanderzusetzen haben. Dann wäre der Wunsch des Autors erfüllt, nämlich daß diese «siano di esempio e di incitamento per una vigorosa ripresa degli studi di linguistica sarda».

Der zukünftige *ALI:* Dieser wird nicht die Lösung sprachwissenschaftlicher Probleme vorwegnehmen. Er wird seine Karten, als neutrales Forschungsmittel, der zukünftigen Wissenschaft zugrunde legen. Die Probleme seiner Veröffentlichung sind rein technischer Natur. Sie werden sehr groß und sehr schwierig sein. Das Ziel wird, nach einer Unmenge von Kleinarbeit, nur durch Hingabe, Gewissenhaftigkeit, Zähigkeit und mit unendlicher Abnegation erreicht werden können.

Für den *AIS* haben 3 Exploratoren während ca. 10 Jahren an 404 Orten Aufnahmen gemacht. Von dem Material, das mit einem Normalquestionnaire von höchstens 1800 Fragen (Q^e höchstens 3000 Fragen) erfragt wurde, veröffentlichten 2 Herausgeber 1705 Karten innert 12 Jahren (1928–1940).

Für den *ALI* sammelten 7 Exploratoren während ca. 30 Jahren an über 1000 Orten ein Material auf Grund von Fragebüchern, die im ganzen über 7000 Fragen enthalten (*BALI* 1942, p. 21–48). Es ist der Redaktion des *ALI* zu wünschen, daß sie immer die Männer und die Mittel finden wird, um dieses ungeheure und sicher höchst kostbare Material der Wissenschaft und ihrem Vaterland zur Verfügung zu stellen.

P. Scheuermeier

*

Gunnar Tilander, *Dancus Rex, Guillelmus Falconarius, Gerardus Falconarius: Les plus anciens traités de fauconnerie de l'Occident publiés d'après tous les manuscrits connus par Gunnar Tilander,* Lund 1963 (*Cynegetica IX*), 294 p.

Gunnar Tilander, gegenwärtig wohl der bedeutendste Kenner der mittelalterlichen Jagdliteratur, setzt seine inzwischen auf eine stattliche Anzahl von Bänden angeschwollene Cynegetica-Reihe mit dieser die drei ältesten abendländischen Falknerei-

traktate enthaltenden Publikation fort. Die Arbeit ist dem großen deutschen Jagdforscher Baron Christoph von Biedermann (1862–1913) gewidmet[1] und sollte ursprünglich nicht nur die drei im Titel genannten Traktate enthalten, sondern auch noch diejenigen von *Alexander grecus medicus* und *Grisofus hispanus;* aus praktischen und ökonomischen Gründen mußten diese jedoch im letzten Moment zurückgestellt werden und harren nun einer gesonderten Publikation. Die drei publizierten Traktate werden auf gleiche Art behandelt: der eigentlichen Textausgabe geht immer eine *Introduction* voran, die eine Liste aller bekannten Handschriften enthält und in der dann vorerst einmal die Frage nach dem Verfasser jedes der drei Werke gestellt wird; anschließend versucht Tilander jeweils auf Grund von gemeinsamen Lücken, Beifügungen und Sonderlesungen der Manuskripte das dornige Problem der Handschriftenfiliation zu lösen[2] und anhand der individuellen Lesungen die einzelnen Redaktionen zu charakterisieren. *Dancus Rex* findet sich so auf den Seiten 5–117, *Guillelmus Falconarius* 118–175 und *Gerardus Falconarius* 176–229. P. 230–286 folgt dann ein alle drei Texte berücksichtigendes Glossar, das überaus reichhaltig und von höchstem Interesse ist.

Doch nun zu einigen Problemen. Da wären vor allem die Attributionsfragen, die Tilander p. 6–12 (*Dancus* und *Guillelmus*), 118–120 (*Guillelmus*) und 177–179 (*Gerardus*) behandelt. Es ist sicher richtig, *Dancus* und *Guillelmus* zusammen zu betrachten, findet sich doch *Guillelmus* nur in Manuskripten, in denen ihm *Dancus* direkt vorangeht oder wo die beiden Traktate sogar miteinander vermischt sind; zudem wird im *Guillelmus* ausdrücklich auf *Dancus* Bezug genommen (z. B. §§ 9, 18, 20, 21, 24, 26, 28; cf. Tilander p. 6/7); auch zeigt der Aufbau des *Guillelmus* starke Parallelen zu *Dancus*. Daraus geht zweifellos hervor, daß *Dancus* früher entstanden sein muß und daß eine gewisse Beziehung zwischen den beiden Texten besteht. Die Annahme, Guillelmus könnte auch der Verfasser des *Dancus* sein, wird von Tilander mit guten Gründen als zu simplizistisch zurückgewiesen; er neigt vielmehr dazu, beide Traktate einem gleichen, eventuell unter Guillelmus' Diktat arbeitenden Redaktor zuzuweisen (p. 8/9, 10). Auch wir glauben nicht, daß ein Falkner in der Lage gewesen wäre, ein Traktat (und zudem noch ein in – wenn auch barbarischem – Latein abgefaßtes) zu schreiben; vom Schluß, daß wir es mit Redaktoren zu tun haben, zu dem, es handle sich um ein und dieselbe Person (und den gleichen Inspirator), ist jedoch noch ein großer Schritt. Uns scheint, eine andere Annahme könnte ebensoviel oder noch mehr Wahrscheinlichkeit für sich in Anspruch nehmen. Denn: hätte der Verfasser des *Dancus* einfach im Laufe seiner Erfahrungen neue Versuche gemacht, neue Rezepte gefunden, wie dies Tilander p. 8 annimmt, hätte er wohl eher eine Art Anhang verfaßt; es hätte aber sicher kein Anlaß dazu bestanden, ein voll-

[1] Zwei Abbildungen, die den Baron mit einem seiner Falken zeigen, finden sich p. 3; auf den Seiten 287–292 folgt eine deutsche, von Hermann Kreyenborg verfaßte Kurzbiographie. Bei aller Bewunderung für die große Sammlertätigkeit und trotz des tragischen Schicksals v. Biedermanns scheint uns dieser Anhang jedoch eher fehl am Platz zu sein, besteht doch keine nähere Beziehung zwischen den publizierten Texten und dem Baron als eben seine Begeisterung für die Falkenjagd; und wer wird wohl zum vorliegenden Werk greifen, wenn er eine Biographie v. Biedermanns sucht?

[2] Nach den gleichen Kriterien wird auch die jeweilige Basis der verschiedenen Übersetzungen der drei Texte in meisterhafter Weise herausgearbeitet.

ständig neues Traktat zu schreiben, gewissermaßen das alte zu erneuern (um dann doch in zahlreichen Fällen sagen zu müssen, man habe dem vorher Gesagten nichts Neues beizufügen[3]), solange man es nicht bewußt vom ersten trennen wollte (was hier gerade nicht geschehen ist). Wir neigen eher zur Annahme, daß wir es mit einem ehrgeizigen Falkner (oder Redaktor) zu tun haben, der es seinem Vorgänger gleichtun wollte und dessen berühmtes Traktat zu imitieren suchte; in den oben erwähnten Fällen war ihm dann allerdings kein anderes Rezept bekannt, so daß ihm nichts anderes übrigblieb, als auf *Dancus* zu verweisen. Diese Hypothese wird durch die offensichtliche Anlehnung an *Dancus* keineswegs geschwächt; im Gegenteil: die Vermutung, der Verfasser des *Guillelmus* habe vom Ruhm und der großen Verbreitung des *Dancus*[4] profitieren wollen, liegt nahe[5]. Wir vermuten, daß er durch die bewußte Koppelung mit *Dancus* seinem Werk den gleichen Erfolg sichern wollte[6].

Diese Annahme entkräftet auch das praktisch einzige Argument Tilanders für einen einzigen Verfasser weitgehend. Der Verweis (*De omnibus naturis falchonum*) *quas supradiximus* im § 20 des *Guillelmus* (cf. Tilander p. 7/8) bezieht sich allerdings ohne Zweifel auf § 17 des *Dancus,* da im *Guillelmus* von den verschiedenen Falkenarten überhaupt nie die Rede ist. Bei bewußter Anlehnung an *Dancus,* beim offensichtlichen Versuch, von dessen Erfolg durch Beifügung des zweiten Traktats im gleichen Manuskript zu profitieren, mußte aber der Verfasser doch vorerst einmal den älteren Text kopieren. Aus dieser Situation kann die erste Person im obigen Abschnitt leicht erklärt werden; sie hat zudem noch eher zufälligen Charakter, steht doch in allen übrigen Verweisen ein neutrales *dictum est superius* etc., so daß die von Tilander angeführte Stelle kaum mehr große Beweiskraft besitzt[7].

Und noch ein letzter Aspekt: In den Manuskripten folgen sich die Traktate des *Dancus* und des *Guillelmus,* ohne daß ein Unterbruch markiert wäre. Allerdings findet sich ein Überleitungstext nach dem letzten Paragraphen des *Dancus:*

> Iste magister non fuit mendax sed verax. Iste medicine sunt bone et perfecte et multum probate. Guillelmus falchonerius, qui fuit nutritus in curia regis Rogerii, qui postea multum moratus fuit cum filio suo, habuit quendam magistrum, qui vocatus fuit Martinus, qui fuit sapiens et doctus in arte falchonum. Et iste discipulus suus Guillelmus scivit que ipse scivit, et tanto plus quod ipse composuit

---

[3] Cf. die folgenden Paragraphen des *Guillelmus:* 18, 21, 24, 26, 28, 29.

[4] *Dancus Rex* ist uns in 14 Manuskripten erhalten; von der großen Popularität zeugt aber auch die beachtliche Anzahl von vollständigen oder teilweisen Übersetzungen: es sind deren 17 in 7 Sprachen (Italienisch, Französisch, Spanisch, Katalanisch, Portugiesisch, Schwedisch, Englisch) bekannt, wozu noch die lateinische Neufassung durch Albertus Magnus kommt (cf. hierüber Tilander p. 14–24).

[5] Für ein weiteres wesentliches Argument, das für diese Hypothese spricht, cf. unten, p. 318.

[6] Dies ist ihm dann weitgehend auch gelungen: *Guillelmus* ist in 11 Manuskripten erhalten; es sind 7 Übersetzungen in drei Sprachen bekannt (cf. Tilander p. 118–124).

[7] Die Tatsache, daß Albertus Magnus *Dancus* Guillelmus zuweist, hat wohl keine Bedeutung; Albertus springt mit seinem Text derart «großzügig» um, die Ansatzpunkte, die bei oberflächlicher Betrachtung der beiden Traktate zur Annahme eines einzigen Verfassers verleiten können, sind so zahlreich, daß die von Tilander p. 8 erwähnten Modifikationen ohne weiteres auf dieser Basis erklärbar sind.

libellum unum de arte ista, cuius principium tale est. Nolite dubitare sed firmiter sciatis quod nullus talis magister vivit modo in mundo (Tilander p. 134/136).

Die ersten beiden Sätze beziehen sich offensichtlich auf das Vorangehende, d.h. auf den Verfasser des *Dancus* (cf. dem. Adj.!), und es scheint mir kaum möglich, sie mit dem nachfolgenden Martinus zu verbinden; auch Tilander äußert sich in diesem Sinne[8]. Sie bilden somit einen Epilog zu *Dancus,* der aber in den Manuskripten BFM, die Guillelmus nicht enthalten, fehlt. Daraus muß wohl gefolgert werden, daß diese beiden Sätze aus der Feder des Verfassers des *Guillelmus* stammen, und diese Tatsache scheint mir die Hypothese einer bewußten Anlehnung zu untermauern: erst nach dem Lob auf den Vorgänger (dessen Name nicht bekannt ist – er wird einfach *magister* genannt) wird Guillelmus mit einer Kurzbiographie eingeführt und ihm dann auch das nötige Lob gespendet. Diese Sachlage läßt auch die Plazierung der ersten beiden Sätze am Anfang des *Guillelmus* (cf. p. 134) fragwürdig erscheinen: obwohl von einem andern Verfasser stammend, sollten sie unserer Ansicht nach an den Schluß des *Dancus* gestellt werden (wofern man sie nicht in den Apparat verbannen will).

Tilander ist übrigens in seiner Beurteilung des Problems selbst schwankend. Spricht er p. 7–11 der Zuweisung der beiden Traktate an den gleichen Verfasser das Wort, so faßt er p. 11/12 für *Dancus* orientalische Herkunft ins Auge. Auf «... rien ne prouve une telle provenance» folgt «... une origine orientale est tout de même probable». Orientalische Herkunft könnte aber nur für *Dancus* in Frage kommen[9], was also verschiedene Verfasser voraussetzen würde. Ganz abgesehen davon, daß diese Auffassung der ersten widerspricht, ist die Argumentation ungenügend: sie baut darauf auf, daß im Prolog Dancus den ihn besuchenden Gallatianus einlädt, sich zu ihm aufs Bett zu setzen, was als typisch orientalische Sitte gewertet wird. Sicher; nur darf nicht vergessen werden, daß die Sarazenen über 200 Jahre auf Sizilien herrschten[10] und daß ihre Kultur selbst noch zur Zeit Friedrichs II. nachwirkte; obige Beschreibung sagt somit über die Herkunft des Traktats nichts aus.

Die Aussagen Tilanders können nur für *Guillelmus* Gültigkeit beanspruchen; für *Dancus* sind gegenüber seinen sprunghaften, widersprüchlichen und einer klaren Linie entbehrenden Ausführungen schwerwiegende Vorbehalte angebracht. Leider können wir keinen konkreteren Attributionsvorschlag machen als die obigen Ausführungen: die Fragen nach dem Verfasser und der Entstehungszeit bleiben somit weiterhin ungelöst. Was den Entstehungsort anbelangt, versucht Tilander p. 11 anhand von latinisierten französischen Elementen (die sich neben solchen italienischer Herkunft finden) zu beweisen, daß man die drei Traktate und den *Alexander* in Sizilien lokalisieren müsse, und zwar am Hof der Normannen. Für jede Zuweisung erbringt er aber

---

[8] Dies hindert ihn allerdings nicht, p. 135 eine recht freie und nicht haltbare Übersetzung zu liefern:

Maître Guillaume n'était pas mensonger mais véridique. Ces médecines sont bonnes et parfaites et ont été souvent éprouvées ...

Eine solche Übersetzung kann nur durch die irrige Meinung, beide Traktate stammten vom gleichen Verfasser, erklärt werden. Gerade dieser Abschnitt scheint mir aber das Gegenteil zu beweisen.

[9] Der Prolog des *Guillelmus* lokalisiert dieses Traktat eindeutig am sizilianischen Hof von Ruggiero II. (cf. Tilander p. 9 und 10/11).

[10] Und gerade in Sizilien soll auch *Dancus* entstanden sein, cf. unten!

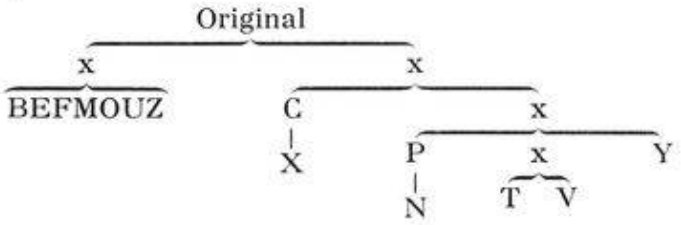
nur ein oder zwei Beispiele; eine etwas breitere Basis würde seiner Argumentation wesentlich mehr Gewicht verleihen.

Was die Handschriftenfiliation anbelangt, so sind hier die Dinge überaus kompliziert (cf. Tilander p. 25–46). Es lassen sich für den *Dancus* leicht zwei Hauptgruppen unterscheiden, BEFMOUZ und CNPTVXY, wobei die erste die weitaus populärere gewesen sein muß, fußen doch auf ihr auch alle Übersetzungen bis auf eine. Auch innerhalb dieser Blöcke kann man eine Reihe von Gruppierungen ausmachen, doch sind sie einerseits derart vielfältig, andererseits derart wenig eindeutig, daß für BEFMOUZ auf die Erstellung eines Stammbaumes verzichtet werden mußte. Die von Tilander p. 46 für CNPTVXY vorgeschlagene Lösung mag auch nicht voll zu befriedigen[11], erklärt sie doch Gruppierungen wie NPTV und CXTV nicht; das erste Problem könnte durch Einführung eines weiteren unbekannten, P–N und x → TV übergeordneten Manuskripts gelöst werden, das zweite wohl nur durch Annahme einer Kontamination. Und wie erklären sich gewisse Beziehungen zwischen NP, TV, Y einerseits und BEFMOUZ andererseits? Anscheinend gab es eine wahre Flut von Kopien, die in den Schreibstuben immer wieder kontaminiert wurden. Unter diesen Voraussetzungen muß die Erstellung eines Stammbaumes als ein höchst fragwürdiges Unterfangen erscheinen, und man hätte sich vielleicht besser überhaupt mit der Darstellung der einzelnen Gruppierungen und einer deutlicheren Hervorhebung der Qualitäten und Schwächen der einzelnen Manuskripte begnügt[12]; auf alle Fälle ist der auf p. 135 für *Guillelmus* gemachte Versuch, wenigstens noch eine Filiation für EOUZ[13] zu finden, vollkommen ungenügend, erklärt doch die vorgeschlagene Lösung von sechs vorkommenden Gruppierungen nur deren zwei.

Auch beim dritten Traktat, das Gerardus zugeschrieben wird, vermag nicht alles zu überzeugen. Da wäre zuerst einmal das Problem, ob die ersten beiden Paragraphen, die sich nur im Ms. U finden, wirklich authentisch sind. Tilander äußert sich p. 178/79 in diesem Sinne, einmal weil U auch das einzige Manuskript sei, das den Namen des Verfassers gebe, dann auch, weil man wohl die Beifügung zusätzlicher Paragraphen am Schluß eines Traktats, nicht aber an dessen Anfang erklären könne[14]. Keines der beiden Argumente ist wirklich stichhaltig. Sicher finden sich Beifügungen eher am Schluß eines Traktats, aber in einer Kompilation können auch einmal Anhänge vom

---

[11] Er schlägt folgenden Stammbaum vor:



[12] Es ist übrigens außerordentlich zu bedauern, daß Tilander auf die paläographische Beschreibung der Handschriften verzichtet hat. Gerade diese Aspekte können für die Festlegung des Entstehungsortes der einzelnen Kopien von großer Bedeutung sein und so ebenfalls einen gewissen Wert für die Fragen der Filiation haben.

[13] Nur EOUZ der Gruppe BEFMOUZ enthalten *Guillelmus*.

[14] Allzu sehr scheint er von seinen Ausführungen aber auch nicht überzeugt zu sein, setzt er die beiden Paragraphen doch in Petit (cf. p. 200), wodurch sie als nicht-authentisch gekennzeichnet werden (vgl. p. 170–174).

Ende eines Traktats an den Anfang des folgenden rutschen, und dies um so eher bei einem Text, der keinen Prolog und in den meisten Manuskripten (außer BE) auch keine *Tabula* kennt. Daß es sich in unserem Falle um eine solche Erscheinung handeln könnte, wird durch folgende Aspekte bekräftigt: einmal folgt im Ms. U *Gerardus* direkt auf *Guillelmus*[15], der offensichtlich in besonderem Maße Ergänzungen an sich gezogen hat[16]; warum sollte dies nicht auch für U der Fall sein? Dazu kommt noch die auffällige Tatsache, daß bei den ersten beiden Paragraphen des Ms. U die Rubrik fehlt, wo sie doch bei den andern regelmäßig steht[17]; auch in NP und Z haben die angefügten Paragraphen keine Rubrik! Ebenso müßte man bei Authentizität der beiden Paragraphen die unwahrscheinliche Annahme treffen, die übrigen elf Manuskripte stammten alle letzten Endes von der gleichen korrupten Kopie ab und es hätten nie Kontaminationen mit außerhalb dieses Astes stehenden Manuskripten stattgefunden. Diese Punkte lassen uns eher vermuten, die beiden Paragraphen seien erst später dazugekommen.

Daß nur U den Namen des Verfassers in der Überschrift kennt, widerlegt unsere Annahme nicht, im Gegenteil: die mögliche Nicht-Authentizität der beiden ersten Paragraphen wirft die Frage auf, ob nicht auch dieser Name erst später willkürlich beigefügt worden sei. Die Zuweisung des Traktats an einen gewissen M. G. de Monte P im Ms. H (cf. Tilander p. 177/78) könnte ebenfalls willkürlich sein, denn die mit H eine Gruppe bildenden AGK (cf. Tilander p. 189/90 und 199) kennen sie nicht. Die Attributionsfrage scheint uns somit keineswegs definitiv entschieden.

Was die Textausgaben anbelangt, so sind sie – soweit wir dies ohne Einsicht in die Manuskripte beurteilen können – gut[18]. Vor allem der Variantenapparat, der alle Abweichungen außer den rein orthographischen erfaßt, ist ausgezeichnet. Prinzipiell allerdings sind zwei Punkte zu bedauern: einmal, daß die aufgelösten Abkürzungen nicht durch Kursivdruck gekennzeichnet wurden, dann, daß sich nirgends Angaben über allfällige Eingriffe in die Worttrennung finden. Beide Punkte können für die richtige Beurteilung sprachlicher Aspekte sehr wesentlich sein.

An Detailproblemen haben wir folgende notiert:

p. 50, Prolog (13): *Rex Danchus interogat sapienter sic, sicut facere debet, qua de causa sibi placebat venire ed eum.* Tilander übersetzt mit *... pourquoi il lui avait plu de venir le voir* (p. 51): es ist offensichtlich in *ad eum* zu korrigieren (vgl. auch die Fassungen B und M des Prologs [B (13), p. 54; M (13), p. 57]). P. 55 [Prolog Z (13)] findet sich der gleiche Fehler nochmals: *Rex autem Daucus inquirebat sapienter, ut debebat, qua de causa placebat ei venire ed eum;* es ist wiederum *ad eum* zu schreiben.

p. 54, Prolog B (14): *Ego veni ad te videre et audire si est verum quod homines dicunt quod tu scis sapiencior aliis sicut audivi. Scis* steht offensichtlich für *sis* [vgl. auch

---

[15] *Guillelmus* fol. 74–76, *Gerardus* fol. 76–77 v°.

[16] Cf. hierfür TILANDER p. 170–175; es finden sich verschiedenartige Ergänzungen für CX, NP und Z.

[17] Eine Ausnahme bilden die §§ 18/19, wo U sich offensichtlich an andere Mss. anlehnt, beim § 19 an AD, beim § 18 an ABDFGHKMSZ (nur E hat die Rubrik).

[18] Für *Dancus* und *Guillelmus* bildet das Ms. C (Chantilly, Musée Condé ms. lat. 368) die Basis. Für Gerardus hat Tilander vergessen, das Grundmanuskript ausdrücklich zu nennen; aus seiner Wertung der einzelnen Manuskripte und aus dem Apparat geht jedoch hervor, daß es sich um U handeln muß (Rom, Biblioteca Vaticana ms. reg. lat. 1446).

Prolog Z (14), p. 55]. Ein analoger Fall findet sich im Prolog E (16), p. 58: *Non sum dignus ut scitis meus discipulus.* Eine Graphie *sc* für *s* vor *e/i* ist in mittellateinischen Texten an sich möglich[19]; wenn in den vorliegenden Manuskripten *sc* und *s* vertauschbar sind und Tilander sich in den obigen Fällen zur Bewahrung der ungewöhnlichen Schreibungen entschlossen hat, hätte er im folgenden, in der entgegengesetzten Richtung laufenden Fall konsequenterweise nicht korrigieren dürfen: ... *et pro amore vestro docebo eum ea que s[c]io de arte falconum* [p. 58, Prolog E (22)][20].

p. 54, Prolog B (24/27): *Tu[n]c rex Galicianus accepit licentiam et redit in terram suam, et misit ei filium suum Tanaxium ad curiam regis Dauci,* ... Für das Pronomen *ei* scheint mir neben *ad curiam regis Dauci* in diesem Satz kein Platz zu sein; es ist wohl zu unterdrücken.

p. 56, Prolog E (5): *intellexis[s]et;* p. 104, 26(2): *incur[r]a[n]t;* p. 114, 31 (8) *incur[r]it.* In allen drei Fällen erachte ich die auf eine Restituierung der Geminate abzielende Korrektur als überflüssig; da es sich bei E und C (Basis der Ausgabe) um in Oberitalien entstandene Manuskripte handelt, können Graphien wie *s* für *ss, r* für *rr* etc., die eine Reduktion der Geminaten in diesen Dialekten widerspiegeln, nicht überraschen (vgl. Rohlfs §§ 229 und 238). Fälschliche Verdoppelungen, die mit den obigen Fällen das Bild der Unsicherheit des Schreibers abrunden, finden sich p. 82, 16 (13) *allam* 'Flügel'[21] und p. 116, 31 (15) *vollare* 'fliegen' (konsequenterweise hätte Tilander auch hier korrigieren müssen!).

p. 57, Prolog M (6): *Et veniens cepit hospitari in capitate civitatis et* ... Es muß wohl in *capite* korrigiert werden (vgl. auch die Stelle in den übrigen Fassungen des Prologs).

p. 76, 13 (2): *proic[i]entem:* die Korrektur scheint mir unnötig, weil ganz allgemein schon im Vulgärlatein die Partizipialendung *-ientem* durch *-entem* ersetzt wurde (vgl. z.B. Nyrop, *Gram. Hist.* II, § 82; überdies wurde in Italien in spätlateinischer Zeit der Diphthong *ie* überall zu *e* reduziert; vgl. Rohlfs § 44).

p. 92, 19 (4): ... *et unge pedes eius quatuor vicibis ...; vicibis* ist ein Druckfehler für *vicibus* (vgl. Apparat p. 93).

p. 116, 32 (2): *De punctura pedum. Et si pes inflatur,* ... Laut Apparat fehlt die Rubrik CNPX; sie ist in der Ausgabe nach T in Klammern beigefügt und entspricht dem angeblich ersten Satz des Textes (cf. oben). *De punctura pedum* ist wohl irrtümlicherweise an den Anfang des eigentlichen Textes geraten und wäre zu streichen.

p. 138, Table § 12: *De lapide qui accidit [in] fundamento. In* findet sich nur in TUVZ,

---

[19] Sowohl in Frankreich wie in Oberitalien ist ein solcher Austausch denkbar; interessanterweise wird das Ms. B in Bologna, das Ms. E in Modena aufbewahrt, und beide könnten auch in diesem Gebiet entstanden sein (vgl. noch Rohlfs, *Hist. Gram.* § 265).

[20] Die Formen *scici* (für *sicci* 'trocken') der Mss. CX [cf. p. 88, 17(8) und 17(9)] zeigen im Anlaut das gleiche Phänomen; die Graphie *c* (= *ts*) für *cc* spiegelt wiederum eine typisch oberitalienische Erscheinung (vgl. Rohlfs § 231). Eine emilianische Form könnte *canpum* [p. 54, Prolog B (17)] sein, lösten sich doch *m/n* vor Konsonant in gewissen Gebieten in reine Nasalierung der Vokale auf, die durch beide graphischen Zeichen wiedergegeben werden konnte (vgl. Rohlfs § 271). Für die vier Mss. BECX ist oberitalienische Herkunft somit wahrscheinlich, für C sogar sicher (vgl. Tilander p. 5).

[21] Das Glossar (p. 232) gibt allerdings *ala;* handelt es sich hier um eine normierte Form?

es fehlt in CNPXY; da schon einmal C als Basis der Ausgabe gewählt wurde, sehe ich keinen Grund für eine Korrektur.

Zum Schluß können wir leider nicht umhin, auf eine besondere Schwäche der Arbeit hinzuweisen: die Sprache. Schon die Einleitungstexte sind nicht frei von Französischfehlern, und in der dem lateinischen Text beigegebenen französischen Übersetzung wimmelt es von grammatischen und stilistischen Mängeln. Es kann hier nicht darum gehen, einen vollständigen Katalog dieser Fälle zu geben; einige Müsterchen sollen aber doch folgen[22], wobei wir von rein orthographischen Fehlern wie *affaitage, affaiter* für *affaîtage, affaîter* [p. 87, 16 (28) und passim], *quant* für *quand* [p. 207, 6 (7)] etc. absehen wollen.

p. 37: Le groupe CNPTVXY *offrent* les paragraphes 21 et 32 (offre); p. 64/65, 3 (4): lat. Cum forti aceto distempera – fr. Détrempe-les avec *du fort vinaigre* (du vinaigre fort) [gleicher Fall p. 74/75, 10 (4); p. 78/79, 14 (4) und passim]; p. 82/83, 16 (9): lat. ... asperge eum (den Falken) vino – fr. ... *arrose*-le *du* vin (asperge-le de vin) [gleicher Fall p. 84/85, 16 (20) und passim]; p. 82–85, 16 (15/16): lat. Accipe pullum parvulum et mitte coxam in aqua frigida ... – fr. Prends un petit poulet, mets-en *la* cuisse dans *l'*eau froide ... (mets-en une cuisse dans de l'eau froide) [die Verwendung des bestimmten, unbestimmten und partitiven Artikels gibt noch in zahlreichen Fällen zu Beanstandungen Anlaß, cf. z.B. p. 87, 16 (29): tu lui donneras du lard dans *l'*eau froide le soir; p. 88/89, 17 (9): lat. carnes yrci – fr. chair *du* bouc; p. 116/17, 32 (4): lat. accipe similam frumenti – fr. prends ... *la* fleur *de la* farine (de la fleur de farine); etc]; p. 110/11, 29 (4): lat. ... et custodi eum ab aqua usque ad octo dies – fr. ... et *préserve*-le *d'*eau jusque au huitième jour (protège-le, garde-le de l'eau) [verschiedentlich wiederkehrend]; p. 135–137, Prolog (6): lat. Et iste discipulus suus Guillelmus scivit que ipse scivit ... – fr. Et Guillaume son disciple en *sut* autant ... (savait) [gleicher Fehler p. 156/57, 30 (1 u. 2) und passim]; p. 142/43, 5 (3): lat. Accipe costam porci salatam – fr. Prends une *côte salée de porc* (côte de porc salée); p. 160/161, 33 (5); lat. Et dimitte eum stare usque ad magnam horam diei, postea calefac eum ad ignem et vade venatum – fr. Laisse-l'y ..., puis *le tiens* chaud devant le feu (tiens-le, oder besser réchauffe-le) [häufiger Fehler]; p. 194: Les paragraphes, qui ne se suivent pas *mais sont parsemés entre* d'autres recettes d'origine différente, se trouvent dans les feuillets suivants (mais qui sont dispersés ...; aux feuillets) [(cf. auch p. 182: *parsemée* parmi d'autres recettes]; etc., etc.

Auch an der Übersetzung gäbe es vieles auszusetzen. Einmal hält sie sich sklavisch an das lateinische Vorbild, dann wieder springt sie sehr frei mit der Vorlage um[23]; selten aber wird die wünschbare, mittlere Distanz eingehalten. Daneben fehlen auch ganz offensichtliche Übersetzungsfehler nicht:

p. 50/51, Prolog (19): lat. Et quando venit in mane, cepit interogare quid placeret – fr. Et quand le roi Dancus vint dans la matinée, le roi Gallatianus lui demanda *ce qu'il* (!) *lui plaisait* (ce qui lui plairait) [cf. auch die Antwort von Dancus: «Quicquid tibi placet»]; p. 52/53, Prolog (24): lat. Accepit licentiam et rediit in terram suam, et fecit venire Athanasium filium suum et dixit ei – fr. ... et fit venir son fils Athana-

---

[22] Ich setze die beanstandete Stelle in Kursiv; Korrekturvorschläge werden in runden Klammern beigefügt.

[23] Zumindest würde man es begrüßen, wenn die zum Verständnis nötigen oder durch die verschiedene Struktur der beiden Sprachen bedingten Ergänzungen in der Übersetzung in Klammern gesetzt würden.

sius *à sa place* ... (Gallatianus schickte zwar Athanasius für sich [à sa place] zu Dancus; vorerst aber zitiert er ihn zu sich. Wenn schon in der Übersetzung ergänzt werden soll, dann mit *devant lui*); p. 88/89, 17 (7): lat. carnes pulli magni – fr. la chair de *petits* poulets (!); p. 100/101, 24 (2): lat. ... a medio februarii mitte eum in muta – fr. tu le mettras dans sa mue à partir de la *mi-janvier* (!); p. 136/37, Prolog (7): lat. Nolite dubitare sed firmiter sciatis quod nullus talis magister vivit modo in mundo – fr. soyez sûrs qu'il *n'y a jamais eu auparavant* un tel maître au monde (que maintenant il n'y a aucun maître semblable ...); auf eine weitere Fehlleistung haben wir N8 hingewiesen; etc.

Wir wollen darauf verzichten, auch noch die zahlreichen Fälle von ungeschickten und approximativen Übersetzungen anzuführen, die sich zum Teil stark Fehlinterpretationen nähern.

Vieles, vielleicht allzu vieles haben wir auszusetzen gehabt. Um der Arbeit jedoch Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, müssen wir abschließend das in dieser Besprechung zu ihren Ungunsten verschobene Gleichgewicht wieder herzustellen suchen. Dies dürfte weitgehend mit dem Hinweis darauf möglich sein, daß sich unsere Kritik in erster Linie auf die Einführung und die Übersetzungen bezog. Was die drei Textausgaben anbetrifft, so scheinen sie – abgesehen von den erwähnten Details – Gültigkeit zu besitzen, und für sie wollen wir dem Verfasser unsern aufrichtigen Dank aussprechen.

Peter Wunderli

*

Atlas Lingüístico de la Península Ibérica, vol. I, *Fonética 1*. Consejo Superior de Investigaciones Científicas, Madrid 1962.

1. Advertencia preliminar

La presente reseña del *ALPI* se limita a consideraciones de interés general, a problemas de enfoque[1], y no entra en pormenores, dado que 70 mapas lingüísticos son relativamente poco material para emprender estudios comparativos de geografía lingüística. Reservamos, pues, para más adelante, cuando dispongamos de otros tomos, el análisis detallado de los diversos fenómenos lingüísticos del iberorromance observables a la luz del *ALPI*.

La introducción del Atlas es muy parca en aclaraciones acerca del método seguido. Se nos promete la pronta publicación de un volumen introductivo que contendrá instrucciones para el manejo de la obra y tratará de premisas y aspectos metodológicos. Nuestro examen ha tenido que basarse en los escasos datos de la introducción y en cuanto se desprende de la mera consulta de los diversos mapas.

---

[1] Bibliografía sobre aspectos metodológicos del *ALPI* y sobre los atlas regionales hispánicos en Manuel Alvar, *Dialectología española*, Madrid 1962 (*Cuadernos Bibliográficos 7*), p. 52, nos 54–72. Cf. del mismo autor *Los atlas lingüísticos de España* en la obra de conjunto *Presente y futuro de la lengua española* I, Madrid (Ofines) 1963, p. 417–426.

2. Carácter del Atlas

El *ALPI* es, por el territorio que abraza, un atlas de la misma índole que el *ALF*, el *AIS* o el *ALR*; queremos decir con ello que se distingue de los diversos atlas regionales como los de Gascuña, Lyonesado, Andalucía, etc. y también de las empresas proyectadas que comprenden una muy vasta extensión y dominios lingüísticos varios, como por ejemplo el Atlas Lingüístico Mediterráneo y el Atlas de los Balcanes[2]. El *ALPI* cubre toda la Península Ibérica e incluye asimismo el Rosellón (políticamente francés), el principado de Andorra[3] y las Islas Baleares, territorios estos todos de lengua catalana.

Excluye el valle de Arán, que habla un dialecto gascón[4], las provincias vascongadas[5], y los territorios ultramarinos de lengua catalana (Alguer), española (Ceuta, Melilla, Islas Canarias) y portuguesa (Azores, Madeira). Y, ni que decir tiene, se omiten los países más lejanos de habla española o portuguesa.

3. Fecha y Colaboradores

La iniciativa del *ALPI* se debe a don Ramón Menéndez Pidal, quien, a raíz de la terminación del *ALF*, concibió la idea de dotar a la Península Ibérica de una obra análoga. Con todo, los trabajos de recogida de materiales no se iniciaron sino mucho más tarde. Menéndez Pidal confió la dirección de la empresa a su discípulo don Tomás Navarro, el cual, ayudado por un grupo de colaboradores, comenzó las encuestas en la primavera de 1931; éstas se fueron llevando a cabo de una manera sistemática hasta el verano de 1936, en que estalló la guerra civil española. En ese momento se había dado cima a las encuestas de todo el dominio castellano (salvo cuatro localidades asturianas), del dominio catalán (faltaban algunos puntos de los Pirineos y el Rosellón) y de Galicia. En Portugal, en cambio, no se había hecho más que empezar, y sólo 14 puntos habían sido investigados.

Después de la guerra se terminaron las encuestas en la zona pirenaica (1947) y en el Rosellón (1952); en Asturias (1947); y la recogida de materiales en casi todo Portugal se efectuó en los años 1953 y 1954.

Los colaboradores del profesor Navarro han sido: Aurelio M. Espinosa (hijo), Lorenzo Rodríguez Castellano, Francisco de B. Moll, Manuel Sanchis Guarner, Aníbal Otero, Armando Nobre de Gusmão y Luis F. Lindley Cintra, todos lingüistas y buenos conocedores de los dominios explorados. En el mapa nº 5 se indica cuáles de estos investigadores realizaron la encuesta en cada una de las localidades.

---

[2] Acerca de estos proyectos véase *Bollettino dell'Atlante Linguistico Mediterraneo 1* (1959), passim; Mirko Deanović, *Problem višejezičnih atlasa* (*Mediteran, Balkan*), Zagreb 1962.

[3] Que por cierto parece que, cuanto más se le estudia (está representado en *ALCat, ALAnd* y *ALPI*), tanto más se hurta a nuestro conocimiento. – También al Rosellón le ha cabido la suerte de aparecer en tres atlas (*ALF, ALCat.* y *ALPI*), sin contar el inédito de Enric Guiter.

[4] El valle de Arán está representado en el *Atlas linguistique de la Gascogne* (punto 699 SE, Casau).

[5] Luis Michelena, *El Atlas lingüístico vasco* en *Presente y futuro de la lengua española* I, p. 427–442.

4. Elección de las Localidades

Se ha prescindido de las grandes ciudades, lo cual es procedimiento que, si no deja de tener aparentes ventajas, tiene también inconvenientes enormes, entre otros el de proporcionarnos una imagen de la lengua desvirtuada o por lo menos incompleta y el que no podamos ver los centros de irradiación de muchos fenómenos lingüísticos.

El número total de localidades es de 528 y para su fijación se han considerado criterios de equidistancia geográfica (igual que en el *ALF*) y asimismo criterios de índole histórica, como se viene haciendo desde la aparición del *AIS*.

Además la densidad de la red es variable, en parte según la densidad demográfica y también según la fragmentación dialectal mayor o menor, previamente conocida.

De los 528 puntos «puede considerarse que 156 localidades pertenecen al dominio lingüístico gallego-portugués, 276 al español y 96 al catalán» (Introducción, p. 5)[6]. «La superficie de los países cuya habla se transcribe en el *ALPI* alcanza 589076 km² y su población 35808739 habitantes; de ello se infiere que la densidad del *ALPI* es un punto por cada 1115 km² y 67819 habitantes» (*ibidem*).

Comparando la red con la de los atlas semejantes, se echa de ver que la densidad geográfica resulta algo inferior, si tenemos en cuenta que la densidad demográfica es de un punto por unos 68000 habitantes. El *ALPI* se sitúa, pues, entre el *AIS* (1 punto por 98000 habitantes) y el *ALR (II)* (1 punto por 38000 habitantes)[7].

5. Los Informadores

Se procuró que los sujetos informadores fuesen de edad madura, aunque no excesivamente ancianos, analfabetos o poco instruidos y cuyos familiares, a ser posible, fueran también de la localidad. Los sujetos habían de tener una buena dentición.

Por razones prácticas, se recurrió en general a informadores masculinos. Sin duda alguna, a juzgar por las experiencias que nosotros mismos hemos hecho durante encuestas en la Península Ibérica, los hombres resultan mejores informadores, pero la exclusión sistemática de las mujeres la consideramos una limitación: en muchos casos la encuesta con mujeres puede dar resultados muy apreciables e incluso el habla femenina acusa a veces diferencias respecto a la masculina; cf. sobre este particular *Le langage des femmes: Enquête linguistique à échelle mondiale,* en *Orbis* I (1952), p. 10–86 y 335–384. Dado que las encuestas fueron realizadas casi siempre con dos sujetos informadores, quizá hubiera convenido que, de vez en cuando, uno de los sujetos fuese mujer.

De los escasos datos de la introducción se infiere fácilmente que los resultados obtenidos con tales informadores tendrán algo de arcaizante. La imagen lingüística no reflejará el estado actual. Claro que una fase del pasado reciente tiene asimismo gran interés, incluso a veces mayor que la del momento presente, porque nos muestra una realidad que va hurtándose más y más a nuestra observación.

También hay que tener en cuenta que entre unas encuestas y otras han mediado veinte años. Los sujetos que antes de 1936 tenían hacia los 65 años debían de tener concepciones algo diversas de los que llegaban a esa edad por 1950. No cabe acusar

---

[6] Las páginas de la introducción no van numeradas; nuestra numeración cuenta a partir de la primera página de texto.

[7] Véanse cifras pormenorizadas e interesantes paralelos en M. Alvar, *Los atlas lingüísticos, op. cit.,* I, p. 421.

sólo al *ALPI*. Otros atlas románicos, entre ellos el *AIS*, tampoco han sido muy exigentes en eso de las generaciones; y ahí no había guerra civil por medio.

6. El Cuestionario

El cuestionario está dividido en dos partes: una sección gramatical que encierra fonética, morfología y sintaxis (Cuestionario I) y otra sección de léxico y etnografía (Cuestionario II). De esta segunda sección hubo dos cuadernos, uno con cuestionario reducido y otro con cuestionario normal, pero casi sólo se utilizó el normal, que contenía más de ochocientas cuestiones. Predominan ahí las preguntas acerca de la vida agrícola y de las tradiciones populares, según la concepción que ya guió a los realizadores del *AIS*. Prescindimos ahora de este cuestionario lexicográfico[8].

El tomo que aquí nos proponemos analizar está integrado por preguntas de la sección I, y va dedicado a la fonética. Ha sido propósito de los realizadores reflejar en estos mapas los fenómenos fundamentales articulatorios y de fonética histórica. Para confeccionar este cuestionario se tendió a adoptar conceptos que, en las diversas lenguas y dialectos hispánicos, se expresaran con palabras de idéntica etimología, por ejemplo *boca, brazo, camino,* etc. Tal propósito merece todas las alabanzas ya que un mapa así obtenido facilita una visión de conjunto sumamente instructiva de un determinado fenómeno en un territorio muy vasto. Sólo hemos de lamentar que los resultados no hayan respondido siempre a la intención. Véase más adelante (§ 11) lo que decimos de mapas como *abrevadero, aguijón, cuévano* y otros.

7. Las Encuestas

En la realización de las encuestas hay, desde la época de Gilliéron, una serie de principios profundamente arraigados entre los especialistas; casi se puede hablar de prejuicios. El *ALPI*, no obstante, ha soslayado afortunadamente varios de esos principios.

A) He aquí algunos prejuicios abandonados:

a) El informador único. – Aquí el sujeto es doble y además, para recoger el léxico técnico de los oficios antiguos se acudió a los artesanos interesados (alfarero, molinero, zapatero, herrero, etc.).

b) El explorador forastero y no especialista. – En nuestro Atlas los exploradores son lingüístas especializados en el estudio de las hablas investigadas. Son indígenas y hablan la lengua común de cada uno de los dominios hispánicos que les ha tocado indagar. Es más, incluso se procuró emplear, en la medida de lo posible, el propio dialecto de los sujetos interrogados.

c) El explorador único. – Excepto las encuestas en Galicia, realizadas casi todas por Aníbal Otero, y unas pocas que también llevó a cabo, por el dominio castellano, Aurelio M. Espinosa solo, los exploradores trabajaron siempre en equipo. No cabe duda de que tal procedimiento permite actuar con mayor exactitud, y hoy en día se acepta generalmente por los lingüistas.

d) La transcripción impresionista. – En el *ALPI* la transcripción fonética que se nos da no es rigurosamente la de la primera contestación: los exploradores se hacen

---

[8] Este cuestionario lexicográfico fue reeditado en 1947. Cf. también V. García de Diego, *Manual de Dialectología Española,* Madrid 1946, p. 43–48.

a veces repetir las respuestas, comprueban o rectifican las contestaciones que les parecen dudosas, compulsan los resultados obtenidos por los distintos exploradores.

B) No obstante estos innegables progresos en la realización material de la encuesta, tenemos que señalar asimismo algunos prejuicios mantenidos:

a) Se ha cartografiado todo, sin excepción, hasta el punto de llenar por completo los mapas y hacer que algunos de ellos resulten poco inteligibles en las zonas en donde la red de localidades es más densa; véanse, por ejemplo, los mapas nº 59, 66, 72 (cf. § 10). Se ha ido incluso más lejos que en el propio *ALF*, en donde alguna que otra forma viene indicada al margen. Un ejemplo digno de imitar era el del *AIS*, y aún hemos de tener en cuenta que los problemas que se planteaban a los autores de ese atlas eran mucho más arduos de los que ofrecía el presente tomo del *ALPI*.

b) Creencia excesiva en la objetividad y universalidad de los símbolos fonéticos. Faltan referencias a una base instrumental de la transcripción. El problema reside en que hay dos criterios fundamentalmente diferentes que se pueden aplicar en la descripción de la realidad fónica: el primero, fonológico, se basa en la conciencia que los sujetos hablantes tienen de los elementos componentes de la cadena fónica. El segundo, acústico, se basa en factores físicos, que el explorador puede percibir al oído y que los aparatos pueden medir. A estos dos criterios corresponden la transcripción fonológica y la transcripción matizada.

Para alcanzar la exactitud fonológica hay que averiguar el sistema de los sujetos, lo que requiere un procedimiento diverso del normalmente seguido en las encuestas de los atlas lingüísticos.

Para alcanzar la exactitud física hay que establecer una base, es decir, una red de relaciones entre sonidos y grafemas[9], la cual sea comunicable al lector; y entonces éste deja de ser simple lector para convertirse también en auditor. Convendría mucho que, además del prometido anejo escrito, se proporcionasen muestras sonoras, que permitieran formarse una idea exacta de los sonidos correspondientes a los grafemas empleados.

Por cuanto atañe a la representación especial de los hechos fónicos cabe decir que en estos últimos años[10] se ha desarrollado un método que consiste en el uso de símbolos para representar al mismo tiempo hechos estructurales o bien hechos estructurales y hechos auditivos (alófonos) al mismo tiempo. Un suplemento elaborado según ese principio y basado en materiales del primer tomo del *ALPI* daría, por ejemplo, en un sólo mapa información de conjunto sobre las [*e*] catalanas, mientras que ahora para obtenerla hemos de recurrir por lo menos a los mapas *abeja, castillo, cejas, cepa, deudas, diente, diez.* Por otro lado ese mapa de conjunto trataría sólo el problema de la [*e*]. Pero con él sacaríamos un cuadro más claro, que permitiría ver en el Norte del dominio catalán dos zonas de sistema fonológico diferente: la rosellonesa con tres grados de abertura o sea una gama parcial /*i-e-a*/ y otra al Sur (y también al Norte

---

[9] Entendemos por «grafema» la unidad gráfica simple o compuesta que representa un segmento de la cadena fónica; por ejemplo, *e* es un grafema, *ę* es otro grafema.

[10] Sobre este método de la geografía fonológica, véanse los trabajos de W. G Moulton, *The Short Vowel Systems of Northern Switzerland,* en *Word 16* (1960), p. 155–182; *Dialect Geography and the Concept of Phonological Space,* en *Word 18* (1962), p. 23–32; *Phonologie und Dialekteinteilung,* en *Sprachleben der Schweiz,* Berna 1963, p. 75–86; recensión del *Sprachatlas der Deutschen Schweiz,* en *The Journal of English and Germanic Philology, 62* (1963), p. 828–837.

del Rosellón, en el departamento del Aude, si acudimos a los datos lenguadocianos del *ALF*) con cuatro grados, o sea una gama parcial /*i-e-ɛ-a*/.

Una posibilidad de dar los dos tipos de información, esto es, información sobre hechos auditivos y sobre hechos estructurales, consistiría en representar cada palabra tal como se hace normalmente en los atlas lingüísticos, añadiendo mediante símbolos el contenido fonológico de un determinado sonido. Veamos un ejemplo. La [*e*] del cat. *castell*, que según el mapa nº 37 se pronuncia concordantemente como vocal media en los punto 703 (Rosellón) y 739 (provincia de Barcelona), tiene valor funcional diferente, puesto que en punto 703 pertenece al único fonema /*E*/, mientras que en el punto 739, donde hay oposición entre los fonemas /*ɛ:e*/ es una realización del fonema /*e*/ (cf. mapa nº 6, *abeja*, donde la [ę] de *abella* en ese punto 739 pertenece al fonema /*ɛ*/).

En todo caso, en un tomo enfocado hacia aspectos fónicos, convendría que los hechos funcionales, por ser permanentes, no fueran tenidos menos en cuenta que los auditivos, los cuales al fin y al cabo son meramente instantáneos.

8. Realización de las Encuestas

A) Una cuestión fundamental previa para la recta interpretación de los mapas es la de saber cómo se ha formulado la pregunta: «Todas las preguntas fueron hechas indirectamente, incluso las de frases para el estudio de la morfología y sintaxis» (Introducción, pág. 6)[11]. Además los exploradores del *ALPI* llevaban consigo un álbum de dibujos, un pequeño herbario y unas cajas con insectos.

Frente a este método indirecto, en el *ALF* y *AIS* se recurrió a la traducción de la lengua oficial al habla local. Para la mayor parte de la Península Ibérica se imponía el método indirecto, igual que en Rumanía, a diferencia de lo que ocurre en vastas zonas de Italia y Francia, en donde los sujetos tenían conciencia de la existencia de un habla local claramente distinta del idioma oficial o interregional. En cambio, un habitante de una villa del Alentejo o de Castilla la Vieja, pongamos por caso, conoce un solo registro, que es una variante del diasistema común[12]. La situación no resulta tan clara en regiones como Asturias y Ribagorza. Desearíamos conocer qué lengua se empleó en esas regiones, sobre todo allí donde los sujetos declaran hablar «chapurrado» (cf. mapa nº 4).

El procedimiento de dibujos, herbario y cajas con insectos lo creemos poco eficaz. Por lo menos, en las encuestas que nosotros hemos llevado a cabo en la Península Ibérica y fuera de ella no ha dado resultado alguno. Ante una planta disecada, los sujetos solían contestar: *hierba*; y no reconocían los dibujos de los pájaros más fami-

---

[11] Desearíamos saber si también dichas frases fueron recogidas en una transcripción tan matizada como la que se indica en la tabla alfabética de los signos fonéticos (cf. *infra* «La Transcripción Fonética»).

[12] Por otro lado, en el dominio catalán, el método de la traducción, partiendo del castellano en el territorio español y del francés en el Rosellón, es sencillamente imposible. Aparte de la inevitable influencia de la lengua usada por el explorador, que hubiera dado por resultado toda clase de calcos, hay que tener también presente que informadores como los preferidos en la encuesta conocen muy someramente la otra lengua, si es que la conocen, y desde luego ignoran la terminología especializada del cuestionario lexicográfico.

liares[13]. Por otro lado, ¿ era el herbario el mismo para todas las regiones? En un territorio como la Península Ibérica con clima atlántico, mediterráneo, etc., ¿no se corría el riesgo de enseñar plantas e insectos inexistentes en algunas comarcas?

B) Como las encuestas fueron realizadas por diferentes equipos, se plantea también el problema de la armonización de las preguntas y, con respecto a los mapas, de la equivalencia de las respuestas. Para ejemplificar, tomemos los mapas nº 38 (*causa*) y nº 15 (*andar*). En el mapa *causa* se pretenderá seguramente, con esta palabra polisémica, mostrar hechos de vocalismo (diptongo *au* acentuado, *-a* final) y de consonantismo (*-s-* intervocálica y su ensordecimiento, ceceo, etc.). Ahora bien, ello se consigue en los dominios portugués, español y en la mayor parte del catalán, pero en el Rosellón aparecen las respuestas *jutjament, procès* y *dossier,* sin que sepamos cuál es la relación semántica de esas palabras con el lema *causa.* Si el lema *causa* es un término jurídico, como parecen indicarlo las respuestas rosellonesas, es sorprendente que no aparezcan en los dominios políticos español y portugués voces como cat. *procès, jutjament, judici* o *juí,* esp. *proceso, juicio* y portg. *processo, juízo.* Y si con esta pregunta se pretendía obtener la palabra *causa,* prescindiendo de toda preocupación semántica, es de extrañar que no se haya conseguido sonsacarla en el Rosellón, puesto que, según Alcover-Moll (III, p. 66–67), existe *causa* en los Pirineos Orientales.

En un volumen de objetivo confesadamente fonético, no cabe duda de que el lema *andar* ha sido elegido para ver el tratamiento del grupo -ND- que en catalán se hace *-n-* (cf. *mandar/manar*). Puesto que en catalán el verbo *anar* corresponde semánticamente al portg. y esp. *ir,* mientras que portg.-esp. *andar* se traduce por cat. *caminar,* las preguntas debieran haberse hecho con dos bases semánticas diferentes a fin de obtener un cuadro de respuestas fonéticamente comparables. En el Sur del dominio catalán se puede constatar una cierta confusión, una mezcla de *anar* y *caminar,* que no sabemos si es debida a diferencias de distribución entre ambos términos (aunque los dos parecen coexistir en todo el dominio) o al método de la encuesta. Desearíamos saber exactamente cómo se ha formulado la pregunta; se habrá acudido por ejemplo al caso de una madre que incita a su hijito remolón para que ande, para que no se quede atrás (esp. *¡anda!,* cat. *camina!*) o bien al de una persona que por haberse roto la pierna no puede andar, etc.[14].

El haber prescindido en las leyendas de dar las explicaciones pertinentes, siguiendo en esto el poco recomendable ejemplo del *ALF* (excusable por ser el primero) y del

---

[13] Acerca de las encuestas con dibujos y en especial acerca del método *PLIM* («A Pictorial Linguistic Interview Manual») de STANLEY M. SAPON, cf. la comunicación de éste al IX Congreso Internacional de Lingüística Románica *Contribucíon a la metodología de la encuesta dialectal,* Actas III (Lisboa 1962), p. 69–75, y las discusiones a que dio lugar (*ibidem,* p. 76–77).

[14] Dudas de este tipo nos asaltan a cada instante, incluso en los mapas más unitarios. Sea el nº 69 (*diente*). El punto alto-aragonés 608, es decir Bielsa, presenta [*kqịšál*]. En efecto, A. BADÍA, *El habla del valle de Bielsa,* Barcelona 1950, ha registrado ahí *caixal* 'diente' (s.v.); pero también ha recogido *diente* y el autor señala incluso que este vocablo es «constantemente femenino». Luego sorprende que los exploradores del *ALPI* no hayan dado con él. Y si les guiaba una preocupación lexicográfica, es extraño que no hayan recogido *muela* en castellano o *queixal* en catalán, pues en esas lenguas a una frase como «j'ai mal aux dents» corresponden respectivamente locuciones como «me duelen las muelas» y «em fan mal els queixals».

ALCat (sin excusa ni pretexto alguno), y eso tras la aparición del *AIS* y de algunos atlas regionales, dificulta mucho la comprensión de los mapas, tanto más cuanto se trata de un territorio muy vasto, dividido en tres grandes zonas, una de las cuales presenta características tan marcadas que constituye dentro del conjunto de la Romania una de las fronteras lingüísticas fundamentales.

9. La Transcripción Fonética

A) Consultando la tabla de los signos fonéticos que ocupa siete páginas de la Introducción, se ve al punto que la transcripción es muy matizada. Ello puede ser una ventaja, dada la orientación preferentemente fonética del director y de la mayoría de los colaboradores del atlas: cabe esperar una rigurosa exactitud en la fijación de las respuestas; por ejemplo, para lo que en la «broad transcription» se escribe [*s*] dispone el *ALPI* de seis signos, sin contar otros dos que representan sonidos intermedios entre [*s*] y [*š*]; para la [*r*] hay doce signos; etc. En comparación con el *AIS*, que distingue tres clases de [*s*] y seis de [*r*], el *ALPI* es de una riqueza extraordinaria.

Los tres problemas principales que se nos plantean en relación con el sistema de transcripción de este atlas son los siguientes:

a) ¿Es capaz un investigador de observar una matización tan extremada a lo largo de toda la encuesta en su territorio, sin riesgo de trocar matices afines? Una [*e*] doblecerrada oída en un determinado momento, ¿no podrá antojársenos como simplemente cerrada el día después?

b) ¿Cómo se han uniformizado los resultados obtenidos por los diversos investigadores? En un equipo formado por varias personas, las cuales parten de bases fonológicas tan diferentes como, v. gr., las del portugués y del castellano, debe de resultar difícil garantizar que el empleo de un mismo signo no corresponda a matices distintos.

c) En un territorio tan extenso y que presenta articulaciones muy variadas, lo que importa es averiguar qué clases de matices existen y, por consiguiente, cómo se ha de establecer el sistema de correspondencias gráficas. Por ejemplo, para el vocalismo hay en la tabla de signos una gran riqueza de grados intermedios en la gama *i-a-u* y una pauta al parecer suficiente de timbres, pero faltan recursos para distinguir matices en la manera de deslizarse ciertas vocales largas del portugués («Ablauf»).

Es lástima que se dé esta omisión que acabamos de mencionar, porque una de las particularidades que más destacan en el vocalismo portugués frente als de las demás lenguas románicas consiste precisamente en el deslizamiento centralizado de [*ẹ*] y de [*ọ*] tónicas, sobre todo en sílaba libre, que a oídos de un forastero produce la impresión de una vocal [*ẹ*] u [*ọ*] seguida de una [*ə*] poco perceptible. Además, aun dentro del dominio portugués, el deslizamiento de [*ẹ*] y de [*ọ*] tónicas presenta diferentes matices cuya existencia podría ayudarnos a comprender el fenómeno de diptongación incipiente registrado a ambos lados del bajo Duero (cf. mapa nº 63, *dedo*). Así, un observador familiarizado con los dialectos portugueses puede constatar «in situ» una paulatina transición desde el Alentejo, donde las vocales [*ẹ*] y [*ọ*], en las condiciones mencionadas, se pronuncian con un timbre invariable, a través de una zona de Estremadura y Beira Litoral con [*ẹ*^{ə}] y [*ọ*^{ə}], cuyo segundo elemento se va percibiendo cada vez con mayor claridad, hasta llegar a los llamados diptongos incipientes de la región de Oporto. Ahora bien, poco o nada de todo esto aparece en los mapas del *ALPI*, sea la diferencia de pronunciación entre las vocales castellanas y portuguesas sea la paulatina transición dentro del dominio lusitano.

Desde luego se ve que el *ALPI* se ha enfocado teniendo en cuenta ante todo las condiciones del dominio español. El sistema de transcripción así elaborado, pese a su enorme riqueza, se revela insuficiente para representar de modo adecuado los fenómenos fonéticos del portugués.

B) En el caso que acabamos de exponer, un mismo signo gráfico representa sonidos diferentes; vamos a ver ahora que, para un mismo sonido, se recurre a dos símbolos gráficos. Sea la consonante prepalatal africada sorda de *chinche* (mapa nº 45). Para el dominio castellano y gallego-portugués además del sonido fundamental [ĉ] se registran otras cuatro variantes, notadas con un diacrítico añadido a ese signo. Para el dominio catalán (allí donde el resultado no es [šiŋšə] con prepalatal fricativa) la consonante prepalatal africada sorda de *xinxa,* calificada de «rehilante, con contacto de la lengua y el paladar más amplio y duradero que ĉ», se transcribe mediante [ŝ]. Por cuanto se nos alcance, es nuevo que el castellano *coche* tenga una prepalatal diferente de la del cat. *cotxe.* Lo extraño es que en el Atlas esos símbolos diferentes coincidan de modo tajante con la frontera lingüística entre los dominios catellano y catalán. Aun suponiendo (que es mucho suponer) que exista una leve diferencia entre esas africadas, nunca será mayor que las que existen dentro del castellano y que se han notado con un idéntico signo fundamental [ĉ], tanto más cuanto entre éstos hay uno que se representa con un pequeño diacrítico [š] a manera de exponente: tal sonido, del que se dice que tiene «la fricación larga» debe de corresponder a lo que se pretende que es el [ŝ̊] del catalán. Este raro procedimiento tal vez se explique por haberse tomado el símbolo ŝ̊ de la transcripción de la *Gramática histórica catalana* de A. Badía, en la cual tiene su razón de ser, pero pierde toda su congruencia en un sistema gráfico que se basa en el uso de la letra *c* para representar consonantes prepalatales africadas sordas.

C) Del estudio de la transcripción deducimos que los materiales de la parte fonética del *ALPI* se deben utilizar con cierta cautela, a pesar de que los investigadores, por su previa familiaridad con el idioma estudiado, no habrán caído en errores importantes (como puede suceder cuando un investigador desconoce el sistema fonológico del habla en cuestión). Pero por el hecho de tratarse de una extensión geográfica muy grande, surcada de dos fronteras lingüísticas tan recias, la armonización de los datos de un mismo mapa deja algo que desear.

Y a todo esto, teniendo en cuenta que el *ALPI* se proyectó hace muchos decenios, no pretendemos que se ajuste a las exigencias actuales y nos proporcione, además de la diversidad fonética, información sobre la realidad funcional reflejada en la conciencia de los sujetos hablantes. Tales requisitos los cumplen, en parte, los atlas de Gascuña (Séguy) y de la Suiza alemana (Hotzenköcherle).

10. Presentación de los Resultados

En este primer tomo los resultados están sólo cartografiados, es decir, que frente a un tipo de atlas-lista, como el de Inglaterra o los *Tableaux phonétiques des patois suisses romands,* por ejemplo, se sigue aquí la tradición iniciada por el *ALF.* Las respuestas vienen dadas in extenso, y no mediante símbolos, como ya ocurre en *Micul Atlas linguistic român, ALW, Sprachatlas der deutschen Schweiz, Taalatlas van Noord- en Zuid-Nederland* y parcialmente en el *ALEAndalucía* y en el *Deutscher Wortatlas.*

Este principio de cartografiarlo todo, seguido en el *ALPI,* al lado de ventajas in-

contestables, trae también consigo algunos inconvenientes. Por ejemplo, la colocación de las palabras con respecto a los números que indican las localidades queda poco clara (cf. § 7, B): en las zonas en donde la red es más densa (Minho, Asturias, Santander, dominio catalán) resulta difícil reconocer a qué punto exacto se refiere la contestación. En el mapa nº 72 (*los domingos*) es prácticamente imposible identificar la respuesta con el punto correspondiente y la cosa llega al extremo de encontrarse cartografiadas respuestas castellanas en el mar de Valencia y Castellón. Ahí el *ALPI* ha renovado las hazañas del Cid. Más de lamentar es la colocación en el mapa nº 4 de algunos nombres dialectales del habla local entre dos puntos, de manera que resulta difícil para los no iniciados averiguar a cuál pertenece; así, por ejemplo, *extremeño* entre los puntos 281 (¡Barrancos!) y 376, o *achapurrau* entre los puntos 266 y 365. Estos inconvenientes hubieran podido evitarse fácilmente recurriendo, por lo menos en casos límites, al método ya iniciado por el *AIS* de cartografiar la mayor parte y presentar el resto en listas al margen. En nuestro caso la solución era muy sencilla, puesto que queda espacio suficiente en el extremo inferior derecho de cada mapa.

Los lemas van ordenados por orden alfabético, según la palabra castellana[15]. Se indica asimismo la correspondencia en portugués y en catalán. Además se añaden las referencias a los diversos atlas de la Romania.

Los cinco primeros mapas contienen: Mapa nº 1, Nombre de las localidades en la ortografía oficial portuguesa, castellana o catalana. – Mapa nº 2, Denominación dialectal de dichas localidades, en transcripción fonética. – Mapa nº 3, Denominación dialectal que los habitantes se dan a sí mismos. – Mapa nº 4, Trazado de las áreas de las tres lenguas peninsulares, basado en el criterio de la diptongación de ĕ y ŏ latinas; en algunos puntos se recogen los nombres dialectales del habla local. Es comprensible que en la mayor parte de Portugal, del dominio castellano y del Principado de Cataluña no se hayan cartografiado las respuestas porque corresponden a las denominaciones oficiales *português, castellano* y *català;* no obstante hubiéramos deseado saber qué se contestó en localidades fronterizas como los puntos 360, 362, 221, 225, etc. En Galicia, Asturias, Alto Aragón, Ribagorza, Reino de Valencia, Baleares y parte de Andalucía y Extremadura prevalece en la conciencia de los hablantes el sentimiento de unidades lingüísticas locales o regionales. – Mapa nº 5, Nombres de los colaboradores de las encuestas, alistados punto por punto.

Los 70 mapas restantes, ya de tipo lingüístico, son los siguientes: *abeja, abrevadero, abuelo, acero, agua, aguijón, aguja, ahogarse, aire, andar, araña, árboles, asa, avispa, ayer, ayunar, azada, baile, baúl, blanco, boca, brazo, buey, caballo, cabeza, caer, caja, camino, cántaro, caña, caracol, castillo, causa, cazador, cazuela, cejas, cepa, cereza, cerrojo, chinche, cincha, cinco, clavo, cocina, cojo, coz, cresta, crin, cruz, cuadrado, cuatro, cuchara, cuchillo, cuero, cuévano, cuñados, decirlo, dedo, derecho, desbocado, desnudo, deudas, diario, diente, diez, doce, los domingos, ¿dónde?, dulce, eje*[16].

En estos mapas se señala normalmente una sola forma para cada punto, raras veces dos (por ejemplo, mapa nº 13 en catalán *ofegar-se* y *negar-se*). No se hace ninguna

---

[15] Pero no es el orden alfabético castellano normal, y así *ch* va delante de *ci,* cf. por ejemplo la posición del mapa nº 45, *chinche.*

[16] Una lista de las palabras seleccionadas, en principio, la dio uno de los colaboradores de la encuesta, M. Sanchis Guarner, en su trabajo *La cartografía lingüística en la actualidad y el Atlas de la Península Ibérica,* Madrid 1953, p. 45–47. Por lo que se refiere al primer tomo, no coinciden todos los lemas que se indican en esa obra.

indicación morfológica sobre el género, número, etc., lo que no obstante hubiera sido muy útil en ciertos casos, tales como el género de *árboles* en el dominio portugués (mapa nº 17) y el de *chinche* en castellano y catalán (mapa nº 45). El no dar el artículo (salvo en el mapa nº 72, *los domingos*) tiene como consecuencia que topemos con frecuentes fenómenos de aféresis y aglutinación, que pueden ser reales o aparentes y nos quedamos sin averiguarlo. Así en algunos mapas que empiezan por *a-*, pongamos por caso, los números 6 (*abeja*) y 12 (*aguja*), nos encontramos con formas apocopadas (*beja, bella; buja, gulla*) o aglutinadas (*labuja*), sin que sepamos con qué criterio se ha llevado a cabo la constitución de la palabra. ¿Habrán obtenido los exploradores plurales como **dos bejas* o **dos labujas*?

11. Confección de los Mapas

Ya hemos dicho que el volumen I contiene sólo mapas destinados al estudio de la fonética y que en cada uno de ellos viene cartografiada una palabra aislada, sin contexto. Los sustantivos no van precedidos del artículo, excepción hecha del mapa nº 72 (*los domingos*); los verbos están en infinitivo, dos de ellos seguidos de un pronombre enclítico (mapas nº 13 y 62, *ahogarse* y *decirlo*).

Por lo general, cada mapa está consagrado a un tipo léxico único en el conjunto de los tres dominios iberorromances, por ejemplo, mapa nº 25, esp. *blanco,* portg. *branco,* cat. *blanc;* nº 33, esp. *camino,* portg. *caminho,* cat. *camí;* nº 43, esp. *cereza,* portg. *cereja,* cat. *cirera;* etc. Incluso cuando el mismo tipo fonético no corresponde a idéntica noción en el conjunto de las tres lenguas, se ha cartografiado el mapa correspondiente. De este modo los descendientes del lat. CLAVUS, portg. *cravo,* esp. *clavo,* cat. *clau,* se han reunido en el mapa nº 48, a pesar de que el portg. *cravo* significa 'clavel' (cf. portg. *prego* 'clavo'). Es este un procedimiento plenamente justificado y además eficaz para el estudio de los fenómenos fonéticos, aunque convendría señalar mediante símbolos los cambios de significado.

Lo que no tiene justificación alguna es que ese procedimiento no se haya aplicado de una manera consecuente. En efecto, un gran número de mapas presenta lagunas (cf. nº 40, *cazuela;* nº 49, *cocina;* nº 60, *cuévano*). Otros ofrecen materiales con una riqueza y variedad de tipos léxicos tal que mejor hubieran cabido en la sección onomasiológica: por ejemplo, el mapa nº 7, *abrevadero,* tiene para esa noción más de veinte tipos diferentes, aparte de la voz principal. Son los siguientes: *pila, pilón, dornajo, duerno, aguadero, baño, bañal, balsa, charay, zafariche, pica, bación, cóm, pesebrera, asca, barcal, fontán, poza, cocino, tanqui, gamellón.* Gran variedad ofrecen también los mapas nº 6 (*abeja*), 8 (*abuelo*), 16 (*araña*), 22 (*azada*), etc. Y ¿qué decir del mapa nº 11 (*aguijón*) cuyos resultados nos llevan hacia los cuarenta tipos léxicos?

Donde la inconsecuencia resulta más palmaria es en el mapa nº 60 (*cuévano*), el cual, además de lagunas y variedad de tipo léxico (*cuévano* o su diminutivo), presenta el caso curioso de inexactitud etimológica: esta vez háse pretendido mantenerse fiel al tipo latino COPHINUS, pero en Portugal ni *cubo,* ni *cabanejo* tienen nada que ver con ese étimo.

12. Sobre la Interpretación de los Mapas

En la interpretación fonética de los mapas cabe distinguir entre diferencias debidas a procesos evolutivos que ya llegaron a conclusión en el pasado, es decir, fenómenos situados en un plano diacrónico, y entre diferencias que están en plena realización,

esto es, fenómenos sincrónicos. Así, por ejemplo, en el mapa nº 12, *aguja* < ACUCULA, los diferentes desarrollos de -C'L- que condujeron a los resultados hodiernos [*agúxa*], [*agúʎa*], [*agúya*] se cumplieron hace mucho tiempo y las isoglosas que separan las respectivas zonas son permanentes.

En cambio, si tomamos, en el mismo mapa, los resultados de -C^{U}- en el dominio castellano, nos encontraremos frente a un fenómeno del todo movedizo. Los resultados son [*agúxa*], [*aβúxa*] y [*aúxa*]. El mismo informador que en una determinada ocasión dio una de esas formas podría muy bien en otras circunstancias dar otra. De modo que no sería sensato trazar isoglosas, basándose en materiales tan aleatorios. Lo mismo cabe decir de la aféresis de la *a-* inicial ([*búxa*] frente a [*aβúxa*]). Es el conocido fenómeno de polimorfismo y el trazado de isoglosas se realizaría, como dice bien J. Allières (*Via Domitia 1*, 101), «pour la plus grande joie des amateurs de tératologie linguistique».

En la provincia del Algarbe, las vocales finales *-e* y *-o* suelen perderse en la elocución descuidada, mientras que en el discurso elevado y en la pronunciación esmerada se restituyen conscientemente por influjo de la ortografía[17]. Ahora bien, en el mapa nº 37 (*castillo*) sólo el punto 291 muestra la pérdida de la vocal final, y los demás puntos algarabíos llevan [*-u*]. He aquí, pues, otra diferencia geográfica más aparente que real[18].

Algo semejante, en el terreno del vocabulario, nos lo muestran las pseudoáreas léxicas. A menudo una expresión del habla familiar o incluso vulgar aparece en algunos puntos del mapa, y así lo que en realidad es diferencia sociológica entre varias capas estilísticas queda convertido en una aparente diferencia geográfica. Séase el mapa nº 66 (*desnudo*): en el dominio español se encuentran en determinados puntos expresiones como *en carnes, en cueros, en porreta, en pelota,* que todas son de la lengua general. En el mapa nº 67 (*deudas*), aparece en algunos puntos el vulgarismo *trampas,* generalmente conocido (cf. *entrampado*). Hay, pues, que estar precavido ante conclusiones erróneas[19].

13. Conclusión

Todos los hispanistas aguardábamos con ansia el *ALPI,* que tanto se hacía esperar. ¿Ha colmado nuestras esperanzas? Ante la muestra del primer tomo podemos contestar sencillamente que no. La mayoría de las deficiencias que hemos ido apuntando quizá se deba a la época ya lejana en que fue proyectado. Esperemos que el anejo prometido nos proporcione información suficiente para subsanar en parte algunos defectos y haga asimismo más manejable la obra. En el estado actual toda conclusión lingüística sacada del *ALPI* es prematura.

---

[17] Cf. G. HAMMARSTRÖM, *Etude de phonétique auditive sur les parlers de l'Algarve* (Uppsala 1953), p. 152; H. LÜDTKE, *Beiträge zur Lautlehre portugiesischer Mundarten* en: *Estructuralismo e Historia. Miscelánea Homenaje a A. Martinet* I, La Laguna 1957, p. 102–103.

[18] Un caso límite a propósito del restablecimiento consciente de la vocal final: algún lector que desconociese previamente la realidad lingüística del Algarbe podría pensar, abriendo por ejemplo el mapa nº 48 (*clavo*) y viendo los puntos 289 [*kráfu*] y 291 [*kráfə*], que en esa región se produce un ensordecimiento de [*v*] intervocálica.

[19] Contra estas frecuentes ocasiones de error previene V. GARCÍA DE DIEGO, *Manual de Dialectología Española,* Madrid 1946, p. 39.

En la introducción (§ «Las encuestas») se habla del proyecto de constituir un archivo fonográfico de los dialectos hispánicos. Es muy de desear que se ponga a disposición de los usuarios una especie de patrón sonoro que permita formarse una idea exacta del valor de los signos de transcripción empleados en el *ALPI*.

Ceñidos a este primer tomo dedicado a la fonética, nos es difícil comprender la enorme variedad léxica de algunos mapas, que impide ver claramente los hechos de geografía fonética; de los setenta mapas pretendidamente fonéticos, sólo treinta y tantos ofrecen base adecuada para un estudio fonético comparativo que abrace el conjunto de los tres dominios hispanos. Son los siguientes: *agua, aguja, aire, árboles, asa, ayunar, baile, blanco, boca, brazo, caballo, caer, caja, camino, castillo, causa, cazuela, cereza, cinco, cincha, clavo, cocina, cresta, cruz, cuatro, cuchara, cuñados, decirlo, dedo, derecho, diario, diente, diez, doce, los domingos, dulce.* – La transcripción, por lo complicada y al propio tiempo insuficiente, tampoco nos satisface. – Otro inconveniente, no imputable a los realizadores del *ALPI*, radica en que entre unas y otras encuestas ha mediado un espacio de tiempo muy grande, unos veinte años, lo cual trae consigo que estén representados en el mismo mapa informadores de generaciones distintas.

Con el presente Atlas hemos ganado un instrumento de trabajo útil que facilita rápidamente información sobre un fenómeno determinado en una superficie muy vasta. Cuando se trate, sin embargo, de estudios más pormenorizados y profundos, ha de preferirse el atlas regional y, sobre todo, la descripción monográfica. Esto es una verdad sabida. Y, por cierto que este tomo primero nos confirma en nuestro parecer.

El *Atlas Lingüístico de la Península Ibérica* ha sido publicado bajo los auspicios del Consejo Superior de Investigaciones Científicas y la presentación es lujosa y digna.

Germán Colón y Helmut Lüdtke

*

Rudolf Hotzenköcherle, *Einführung in den Sprachatlas der deutschen Schweiz. Einführungsband A: Zur Methodologie der Kleinraumatlanten. Einführungsband B: Fragebuch, Transkriptionsschlüssel, Aufnahmeprotokolle.* Bern, Francke Verlag, 1962. 15 und 144 p., 2 Tafeln; [5] und 174 p.

Heinrich Baumgartner und Rudolf Hotzenköcherle, *Sprachatlas der deutschen Schweiz.* In Zusammenarbeit mit Konrad Lobeck, Robert Schläpfer, Rudolf Trüb und unter Mitwirkung von Paul Zinsli hg. von Rudolf Hotzenköcherle. Band I. *Lautgeographie: Vokalqualität,* bearbeitet von Rudolf Hotzenköcherle und Rudolf Trüb, Bern, Francke Verlag, 1962, 7 p., 166 Karten und Wortlisten.

Wenn man die Mundartforschung etwas grob in die Teilgebiete Grammatik, Lexikologie und Sprachgeographie einteilt, so darf sich die schweizerdeutsche Dialektologie rühmen, seit ihrem Bestehen zwei dieser Gebiete besonders gründlich gepflegt zu haben. Geschah dies in der Lexikologie nach dem – bald von Schmellers *Bayrischem Wörterbuch* (1827–1837) überschatteten – *Versuch eines Schweizerischen Idiotikons* F. J. Stalders (1806–1812) im großen *Schweizerischen Idiotikon,* dem umfangreichsten Wörterbuch einer deutschen Mundart (jetzt im 13. Band mitten im Buchstaben *D, T* stehend), so stand auch die Grammatik, meist in Form von Ortsmonographien,

nicht zurück: Mit J. Wintelers *Kerenzer Mundart* (1876) fand die schweizerdeutsche Forschung Anschluß an die wissenschaftlichen Methoden der Junggrammatiker. Es folgten dann die zwanzig Bände der von A. Bachmann herausgegebenen *Beiträge zur schweizerdeutschen Grammatik* (*BSG*), später die wesentlich anders orientierten *Beiträge zur schweizerdeutschen Mundartforschung* (*BSM*), herausgegeben von Rudolf Hotzenköcherle (bis jetzt 12 Bände), zusammen eine Reihe, die an Umfang nur durch die *Deutsche Dialektgeographie* (*DDG*) des Deutschen Sprachatlasses in Marburg mit rund 70 Bänden übertroffen wird. Die Sprachgeographie blieb dagegen in der Schweiz lange im Hintergrund – einzelne Bände der *BSG* bieten allerdings schöne Kombinationskarten –, bis dann so wichtige Arbeiten wie etwa H. Baumgartners *Stadtmundart, Stadt- und Landmundart* (1940) oder R. Hotzenköcherles *Bündnerische Verbalformengeographie* (Festschrift J. Jud, 1943) erschienen, denen bald eine Reihe weiterer folgte, meist schon nach den Materialien des *SDS*[1]. Für die Wortgeographie bemühte sich das *SchwId.* wenigstens um die Angabe der Kantone, in den späteren Bänden auch um die der Orte, in denen das Wort gebraucht wird, doch blieb das Bild lückenhaft. – Zu dem von vielen deutschen Mundartwörterbüchern eingeschlagenen Weg, den Text durch wortgeographische Karten aufzulockern, konnten sich die Redaktoren des *Id.* nicht entschließen, aus guten Gründen, wir wir heute sagen können, wo uns der *SDS* fünf wortgeographische Bände (IV–VIII) in Aussicht stellt.

So kommt denn der *SDS* etwas spät, dafür in einer Form, die man wohl ohne Zögern als die höchstmögliche bezeichnen darf. Nur der Vergleich mit ähnlichen früheren Unternehmen kann zeigen, wie sehr die Methode verfeinert wurde: Vorbilder, mit denen man sich auseinanderzusetzen hatte, waren einerseits die großen romanistischen Unternehmen des *Atlas linguistique de la France* (*ALF*) von J. Gilliéron und des *Sprach- und Sachatlasses Italiens und der Südschweiz* (*AIS*) von K. Jaberg und J. Jud, anderseits der für die Mundartforschung ebenso einflußreiche *Deutsche Sprachatlas* (*DSA*) von G. Wenker, später von F. Wrede, B. Martin und W. Mitzka, alle drei ein sehr großes Sprachgebiet behandelnd, aber mit gänzlich verschiedener Methode: Bei den romanischen Atlanten ein sehr grobes Ortsnetz, dafür Direktaufnahme durch geschulte Exploratoren mittels eines sehr ausführlichen Fragebuchs (wenigstens beim *AIS*), bei den Marburgern nur Fragebogen mit sehr wenig Fragen (die sogenannten «40 Wenkersätze»), meist durch Volksschullehrer ausgefüllt, dafür eine Dichte des Ortsnetzes (alle über 50000 Schulorte des deutschen Sprachgebietes!), die nie wieder erreicht wurde. – Die Auseinandersetzung mit den sich aus den verschiedenen Methoden ergebenden Fragen dürfte zu bekannt sein, als daß man zweifeln könnte, welche Methode der *SDS* gewählt hat; doch hat man vielleicht bei der Kritik der indirekten Methode des *DSA* (sie wurde später von W. Mitzka noch einmal für seinen *Deutschen Wortatlas, DWA,* verwendet) zu häufig außer acht gelassen, wie verschieden die sprachgeographischen Bedingungen Deutschlands etwa im Vergleich zu denjenigen Frankreichs waren: ein sehr dichtes Ortsnetz drängte sich in Deutschland wegen der reichen Mundartdifferenzierung (regionale Zersplitterung!) auf, und dies war damals nur mit der indirekten Methode zu erreichen. – Zudem: Was haben die

[1] Als wichtigste sind etwa zu nennen: R. Trüb, *Die Sprachlandschaft Walensee-Seeztal, BSM 3,* 1951; A. Bangerter, *Die Grenze der verbalen Pluralendungen im Schweizerdeutschen, BSM 4,* 1951; R. Schläpfer, *Die Mundart des Kantons Baselland, BSM 5,* 1956; P. Zinsli, *Berndeutsche Mundart,* Berner Staatsbuch 1957, p. 93 bis 114.

vielen Millionen Formen des *DSA* nicht noch zusätzlich ergeben: Wie zeugen gerade die Laienschreibungen mit ihren tastenden Versuchen, einen der Schriftsprache nicht angehörigen Laut auszudrücken, von einer verschiedenen Lautvorstellung von der Hochsprache, was alles ergab sich zusätzlich an wortgeographischen Einzelheiten, an gefühlsbetonten Ausdrücken, bei Mißverständnissen an Einblicken in die Sprachpsychologie – Punkte, auf die W. Mitzka öfters mit Recht hingewiesen hat und die man nicht mehr missen möchte, so sehr man auch weiß, daß der *DSA* den neuen Anforderungen nicht mehr entspricht. – Das dichte Ortsnetz des *DSA* jedenfalls als seinen größten Vorteil mußten die Schöpfer des *SDS* übernehmen, wenn sich auch eine Berücksichtigung aller Ortschaften der deutschen Schweiz aus zeitlichen und materiellen Gründen verbot und man sich in sorgfältiger Auswahl auf rund 570 Orte (= ca. 33%) beschränken mußte, was schon die Grenze des überhaupt zu Bewältigenden fast überschritt. Dabei sind die Berggegenden naturgemäß viel reicher vertreten als das weniger differenzierte Mittelland (für das bernische Mitteland etwa hätte die Aufnahme weiterer Orte kaum Neues ergeben!); die genaue Abgrenzung einer einzelnen Isoglosse kann nach dem *SDS* jederzeit durch wenige Aufnahmen erreicht werden.

Rechenschaft über die gewählte Methode gibt der Hauptherausgeber Hotzenköcherle im Einführungsband A[2]: Nach einem kurzen Arbeitsbericht sollen vor allem die Beziehungen zu den verwandten Werken geklärt werden. Hervorzuheben sind etwa die weitgehend gleiche Grundkonzeption des *Atlas linguistique de l'Alsace* (*ALA*) von J. Fourquet und E. Beyer (gleiches Transkriptionssystem, Abstimmung des Fragebuches; der Atlas steht kurz vor der Publikation) oder die praktischen Konkordanzen des Fragebuches des *SDS* mit den übrigen deutschen wortgeographischen Publikationen (Kretschmer, Martin, *DWA, ALA, ASV*).

Bei der Wahl der Sachgruppen folgte man der Tradition des *AIS:* Beschränkung aufs Konkrete. Wenn die Abstrakta zu kurz kommen, so kann Hotzenköcherle (p. 23s.) gute Gründe dafür anführen: Kompliziertheit der Wortfelder, infolgedessen Unsicherheit der Gewährsleute und Gefahr der Scheinsynonymik – Untersuchungen über Abstrakta lassen sich wohl kaum nur durch Abfragen machen, vielmehr braucht es Texte oder größere Korpusse von Mundartaufnahmen –; sogar viele Mundartwörterbücher versagen vor der genauen Darstellung der Abstrakta und flüchten sich in die Angabe «wie nhd., wie in der Schriftsprache». Einen gewissen Ersatz für die Abstrakta und auch für das nicht besonders gefragte «Gefühlsmäßige» (mit ähnlichen Gefahren!) bieten die rund 650 Fragen nach Verben und die rund 350 nach Adjektiven, Adverbien und Pronomen, denen dagegen rund 1500 Fragen nach Substantiven gegenüberstehen. Die übrigen – von Hotzenköcherle freimütig zugegebenen – Lücken betreffen die besonders im Winter schwer abfragbaren Pflanzennamen (nach Photographien abzufragen erwies sich als Fehlschlag), die dagegen im *DWA* besser berücksichtigt sind, dann die Fachsprachen der Handwerker, die sich als von überregionaler Geltung erwiesen und für ausführliche monographische Darstellung geeigneter wären[3]. Wenn so das Fragebuch nicht alles aufnehmen konnte (auch die Zahl der ausgewählten Fragen, 4000, erwies sich für die praktische Arbeit zu groß und mußte auf 2600

[2] Man vergleiche auch die kürzere Darstellung im Aufsatz *Zur Methodologie der Kleinraumatlanten,* in *ZMF 29,* 1962, p. 133–149.

[3] Etwa in der Art der Arbeit von W. Weber, *Die Terminologie des Weinbaus im Kanton Zürich, in der Nordostschweiz und im Bündner Rheintal, BSM 1,* 1949.

reduziert werden), so versuchte man dagegen, in der Transkription bis an die Grenze des überhaupt Erfaßbaren zu gehen. Man weiß, wie mannigfaltig die Laute des Schweizerdeutschen sind, und man begreift, daß die Übernahme eines der herkömmlichen, sich mit nur wenig Zeichen zufriedengebenden Systeme (etwa desjenigen der *API*) nicht in Frage kommen konnte. So übernahm man als Grundlage die in der Romanistik übliche Methode, die Grundbuchstaben des lateinischen Alphabets durch zusätzliche diakritische Zeichen zu modifizieren. Zu den üblichen Zeichen, etwa für geschlossene oder offene Aussprache (untergesetzte Punkte und Haken), kommt noch eine Menge von Zusatzzeichen für Grenz- und Annäherungswerte, labialisierte und zentralisierte Vokalvarianten usw. Eine ähnlich feine Differenzierung finden wir bei den Konsonanten, so daß man wohl insgesamt etwa 150 verschiedene Zeichen zählen könnte.

Man könnte hier seine theoretischen Einwände machen: es sei unmöglich, daß ein einziger Explorator so viele Varianten überhaupt hören könne, besonders da er ja im direkten Aufnahmeverfahren transkribiere, ohne die Möglichkeit zu nachträglicher Kontrolle nach Tonbändern; auch würde dadurch der individuellen Aussprache einer Gewährsperson zu viel Gewicht beigelegt, da ja keine zwei Sprecher gleich artikulieren: alles Überlegungen, wie sie bei der theoretischen Diskussion am Platz sind und wie sie etwa auch am *2. Deutschen Dialektologentag* in Marburg (1.–4. April 1964) vorgebracht wurden, als es darum ging, sich auf ein neues, für die deutsche Dialektologie verbindliches Transkriptionssystem zu einigen, dasjenige des *SDS* aber nur von den Vertretern des *ALA* voll unterstützt wurde[4]. Die Entscheidung über die Brauchbarkeit des Systems kann aber nur in der praktischen Anwendung kommen: bei der Arbeit der Exploratoren und bei der Interpretation der Karten. Die Exploratoren betonen, daß man der Mannigfaltigkeit der schweizerdeutschen Mundarten gar nicht auf andere Weise beikommen konnte und daß das System für das schnelle Transkribieren nicht zu kompliziert sei; für manchen merkwürdigen Laut wurde ein neues Zeichen eingeführt, und die nachträgliche Prüfung durch den Phonetiker R. Brunner oder anhand der vorhandenen Fachliteratur ergab dessen Berechtigung. Schließlich ist die unbedingte Ehrlichkeit der Exploratoren und Bearbeiter anzuerkennen, wie sie in den Einführungsbänden zum Ausdruck kommt: Keine schwache Stelle wird verschwiegen, die Abweichungen der einzelnen Exploratoren in der Transkription werden sogar in wenigen Extremfällen aufgezeigt, worauf man bei der Lektüre der Karten kaum kommen würde; auch im Atlasband wird eine jede Unsicherheit als solche bezeichnet. Trotz diesen wenigen geringfügigen Schwächen ergibt sich eine fast vollständige Übereinstimmung und innere Konsequenz, wie sie indirekt auch durch die phonologische Interpretation des Vokalismus durch den Amerikaner W. G. Moulton in verschiedenen Arbeiten bestätigt wurde[5].

Der *Einführungsband B* gibt das vollständige Fragebuch, dann die ausführliche

---

[4] Bei Atlanten in weniger reich differenzierten Gebieten mag man mit weniger Zeichen gut auskommen; auch ist nicht gesagt, daß nun im *SDS* jede kleine Abweichung – etwa eingeklammerte Übergangswerte – wirklich relevant ist, was nur die Einzelinterpretation der «impressionistischen» Schreibungen entscheiden kann.

[5] Vgl. etwa: *Phonologie und Dialekteinteilung*, in: *Sprachleben der Schweiz*, Festschrift R. Hotzenköcherle, Bern 1963, p. 75ss. mit Bibliographie der früheren Arbeiten. – Moulton hat in Vorträgen verschiedentlich bemerkt, daß seine Arbeit nur auf Grund des äußerst differenzierten Transkriptionssystems möglich gewesen war.

Darstellung des Transkriptionssystems mit der Diskussion vieler Einzelnotierungen und der phonetischen Bestimmung abweichender Laute. – Als einziger fraglicher Punkt erscheint uns die kleine Inkonsequenz in der Bezeichnung der Halbvokale respektive der zweiten Elemente der Diphthonge (p. 84 s. und 90): Bei der vereinfachten Schreibung der *i*-Diphthonge steht *y*, zum Beispiel *ay* (daneben gelegentlich *ai̯*), bei derjenigen der *u*- und *ü*-Diphthonge dagegen *u̯* und *ü̯*, zum Beispiel *au̯*, *aü̯* – *w* für den Halbvokal konnte nicht verwendet werden, weil es für den zwischen bilabialer und labiodentaler Artikulation schwankenden, nhd. *w* entsprechenden Laut verwendet wurde (p. 90), wofür man, besonders von der romanistischen Tradition her, *v* erwartet hätte, das aber für die labiodentale Lenis steht (p. 88); *j* dagegen wird für den seltenen sth. präpalatalen Reibelaut verwendet (p. 90, mit falschem Verweis: statt p. sollte Abschn. stehen!)[6]. Etwas ungewohnt wirken auch die Zeichen für die Fortes und Geminaten bei den dentalen Reibelauten, *fs, fš* und *ffs, ffš*, wohl weil man den Schreibungen *z, ž* für die (stl.) Lenis ausweichen wollte (die Mißverständnisse wären größer als etwa bei *b, d, g*); anderseits wäre das Bild *ss, šš* für die Geminaten doch vertrauter gewesen, zumal nun bei *s* das gleiche Vorzeichen *f* wie bei *š* steht. Schwierig auseinanderzuhalten sind auch die entsprechenden Zeichen für die Grenzwerte Lenes/Fortes, die sich von denen der Fortes nur durch ein kaum spürbar kleineres *f* unterscheiden. – Doch dies sind Kleinigkeiten, die an der Einschätzung des Transkriptionssystems des *SDS* als des besten je erreichten nichts ändern.

Der *1. Kartenband* bietet einer Besprechung naturgemäß Schwierigkeiten: Er ist ein Quellenwerk, das sich darauf beschränkt, die eruierten Fakten in einer geordneten und damit der Interpretation häufig die Wege vorzeichnenden Form darzustellen. Eine eingehendere Kritik wäre nur möglich, wenn man bessere und reichere Quellen zur Verfügung hätte. Zudem müßte man das Werk als Ganzes überblicken können, um eventuelle Lücken feststellen zu können. Man mag Einzelnes aussetzen (etwa auf Karte 31 «Lärche» eine Zeichenwahl, die das Zusammengehörende nicht auf den ersten Blick erkennen läßt); als Ganzes ließe sich keine sorgfältigere, überlegtere und graphisch sauberere Darstellung denken. Immer wird der Betrachter direkt an die Probleme herangeführt, sei es durch die Gegenüberstellung von zwei Karten mit ähnlichen Erscheinungen, sei es durch die graphisch hervorgehobenen Sonderformen einer einzelnen Karte, die den Leser auf die Legende weisen, deren Durchgehen erst ein genaueres Erfassen des Dargestellten ermöglicht, sei es durch den Hinweis auf verwandte Werke (*ALA, DSA, Maurer, Kranzmayer*), die dasselbe Problem behandeln. Schließlich folgen Listen mit den genauen Belegen wichtiger Formen und Hinweise auf Bemerkungen der Gewährsleute und Exploratoren oder Verweise auf Parallelentwicklungen in andern Wörtern, die später in den wortgeographischen Bänden zur Darstellung kommen, oder auf das reichhaltige Spontanmaterial (zusätzlich 50000 Formen und Wörter!). Erst wenn man diesen Hinweisen nachgeht, zeigt sich ein Problem in seiner ganzen Mannigfaltigkeit und reizt zu weiterer Forschung.

Als eine Forschungsaufgabe, die sich bei der Lektüre des *SDS* unmittelbar stellt, betrachte ich etwa eine neue systematische Durcharbeitung der Sprach- und Besiedlungsverhältnisse des Berner Oberlandes: Was sagen die vielen Sprachbeziehungen des Oberhasli zu Unterwalden aus? Was ist an der Mundart des hintern Lauterbrunnentals noch walserisch? Wie steht es mit dem romanischen Substrat in der

[6] Besser hätte man auf *y* verzichtet und überall *i̯* geschrieben oder dann wie die amerikanische Tradition immer *y* und *w* gebraucht.

Mundart des Saanenlandes[7]? Alles Fragen, die schon oft gestellt, aber noch nicht endgültig gelöst wurden. Zu ihrer Lösung wird nun mit dem *SDS* die Sprachgeographie neben der schon weiter fortgeschrittenen Ortsnamenforschung auch wieder das Ihrige beitragen können.

Bei den einzelnen Karten fand ich nur einen Punkt zur Kritik: Auf der Karte 17 «*Kelle*» zeigt das ganze Freiburgergebiet überoffenes ɐ̯, während W. Henzen *BSG 14,* p. 40, und K. Stucki, *BSG 10,* p. 47 (für Jaun) nur normal offenes ɐ notieren. Wie erklärt sich die Diskrepanz? Das fragliche Gebiet wurde von R. Schläpfer aufgenommen, von dem Hotzenköcherle (Einführungsband A, p. 63) bezeugt, daß er wenigstens bei der Vertretung von mhd. *ô* eine deutliche Tendenz zu überoffener Notierung zeigte. Ich vermute, daß diese Tendenz auch beim fraglichen Wort im Spiel gewesen ist; die umliegende Berner Mundart (von K. Lobeck aufgenommen) zeigt normales, oft leicht offenes *e*; der Öffnungsgrad mag im Freiburgischen etwas größer sein (vgl. die Karte 28 «*Fest*»), doch ergibt sich durch die gewählte Darstellung als ɐ̯ leicht eine abweichende Interpretation, die durch die Legende, die mehrere dieser überoffenen ɐ̯ eingeklammert zeigt, nicht genügend eingeschränkt wird. Doch handelt es sich hier ja nur um eine kleine Abweichung im Öffnungsgrad, nicht um eine grundsätzlich falsche Notierung.

Da uns für eine eingehende Kritik der einzelnen Karten zu wenig Material zur Verfügung steht, möchten wir einen Weg wählen, der die Qualitäten des neuen Atlas am besten aufzeigen kann: den Vergleich mit den alten die Schweiz betreffenden Karten des *DSA,* wobei wir uns nur auf die bereits publizierten und nicht auf die vielen, in Marburg aufbewahrten handschriftlichen stützen. Vielleicht wird man aber auch deutlicher sehen, was der alte *DSA* mit seinen wenigen Formen und der unbeholfenen Laientranskription doch schon aufdecken konnte; leider hat sich die schweizerdeutsche Mundartforschung viel zu wenig mit diesen Karten befaßt, weil sie sie von vornherein als unbrauchbar betrachtete.

Unbrauchbar sind sicher Karten von der Art der *DSA*-Karte 76 «*recht*», wo lediglich orthographische Varianten (*e–ä*) aufgezeichnet werden, ohne daß etwa die Sonderstellung der NO-Schweiz mit neutralem oder normal offenem ɐ (gegen ɐ̯ in der übrigen Schweiz) zum Ausdruck kommt, wie der Vergleich mit der *SDS*-Karte 22 «*sechs*» lehrt. – Klar, daß der Laie mit den ihm zur Verfügung stehenden Buchstaben des lateinischen Alphabets keine Möglichkeit hatte, diesen Unterschied auszudrücken.

Sobald es sich dagegen um Lautabweichungen handelt, die sich durch verschiedene Buchstaben ausdrücken lassen, kommen diese gut zur Geltung. Man vergleiche etwa *DSA* 76 «*Hund*» mit *SDS* 51 d «*Hund*»: Das *hond*-Gebiet in der NO-Schweiz deckt sich ziemlich genau! Leider erlaubt die nur im Ausschnitt wiedergegebene *SDS*-Karte keinen weiteren Vergleich, etwa mit dem *hond*-Gebiet im Luzernischen, wozu auch die vielen Streuformen im Aargau gehören.

Schwieriger werden die Verhältnisse bei den Diphthongen: *DSA*-Karte «*Hause*»/ *SDS*-Karte «*Maus*»: Von einer Palatalisierung im Baseldeutschen fehlt im *DSA* jede Andeutung; die Walliser Formen mit – oft palatalisiertem – ɑ̯̈ kommen dagegen gut zum Ausdruck. Eigenartig ist aber, daß die palatalisierten Formen des Berner Oberlandes, Unterwaldens und Uris meist ebenfalls mit *hüs* wiedergegeben werden, in Unterwalden in einem geschlossenen Gebiet auch mit *huis,* wo doch – nach dem *SDS* –

[7] Vgl. W. G. Moulton, *Swiss German Dialect and Romance Patois,* Supp. zu *Language 17,* 4, Baltimore 1941.

wenigstens die Formen des Berner Oberlandes phonetisch identisch mit denen aus dem Baselbiet sind! Ich glaube, daß man diese Tatsache nicht einfach mit dem Hinweis auf die unzureichende Laienschreibung abtun kann. Wir sind hier in der Lage, aus dem Vergleich des so objektiv wie möglich sein wollenden *SDS* und dem durch die Ausgangslage bewußt subjektiven *DSA* gewisse Schlüsse zu ziehen: Der Laienschreiber des *DSA* notierte nur das, was er als von der Normalform abweichend empfand, und dann so gut er es konnte, wobei gerade unser Beispiel aus Unterwalden zeigt, wie er durch zwei verschiedene Varianten *hüs* und *huis* versuchte, den schwierigen palatalen Laut auszudrücken. Er war sich der Sonderstellung seiner Mundart in der Aussprache von «*Haus*» bewußt, währenddem sie der Basler als unwesentlich betrachtete und in keinem Fall versuchte, etwas anderes als *hus* zu schreiben. Eine systematische Auswertung aller Schweizer Karten des *DSA*, auch der handschriftlichen, ergäbe sehr interessante Einblicke in die Sprachpsychologie und in das «phonologische Bewußtsein» der Mundartsprecher.

Ähnliches könnte der Vergleich der *DSA*-Karte 76 «*heiß*» mit der *SDS*-Karte «*Geiß*» lehren: die Formen der NO-Schweiz mit *ā* und *ę̄* (Appenzell) kommen gut zum Vorschein – sie sind relevante Mundartmerkmale! -; der für die Ost-West-Gliederung wichtige Unterschied von *ęy–ɛ̨y–ay* läßt sich dagegen kaum erkennen, er geschieht auch allmählich (vgl. das Schwanken im Aargau!). Wo aber im *DSA* deutliche *ay*-Gebiete auftreten, haben wir es wieder mit sich ihrer Sonderstellung klar bewußten Mundartgebieten zu tun: demjenigen um Erlach im Berner Seeland (wo im *SDS* der Unterschied zwischen *ey* und *ęy* kaum zum Ausdruck kommt!), weiter Unterwalden mit dem angrenzenden Oberhasli. Der *SDS* dagegen bezeugt *ɛ̨y*-Formen auch in Uri, Zug, Schwyz und natürlich Zürich. Doch brauchten diese Gebiete im *DSA* immer nur die schriftsprachliche *ei*-Schreibung. – Ein weiteres Problem dieser Karte ist die Darstellung der Monophthongierung in den Kantonen Bern und Freiburg: Im *DSA* zeigt sich eine große Unsicherheit zwischen *ei* und *i* (= *i̯*/*e̯* des *SDS*), wo aber die Zwischenstufe *ę* nirgends bezeichnet wird. Was sich nach dem *SDS* als allmählicher Übergang darstellt, ist also für die Gewährsleute der *DSA* eine recht scharfe Trennung. (Deutlicher tritt dies noch in der handschriftlichen *DSA*-Karte «*gesagt*» zu Tage, wo sich auch das Einbruchsgebiet der mittel- und stadtbernischen *ei*-Formen bis Thun besser verfolgen läßt.) – Ähnliches ergibt sich aus dem Vergleich der *DSA*-Karte 71 mit der *SDS*-Karte «*bauen*», wo die Differenzierung *au/ou* fehlt, die Freiburger Formen mit *bu-*, die oberländisch-unterwaldnerischen mit *buw-* und die Gomser palatalisierten mit *büw-* aber klar zum Vorschein kommen.

Bei der Karte *DSA* 74 «*Eis*» (entsprechend *SDS*-Karte 105) zeigt sich gut die Diphthongierung in Unterwalden (*eisch*); dagegen entspricht die grobe Aufteilung in ein Gebiet mit Kürze und in eines mit Länge nicht den Tatsachen: nach *SDS* haben wir etwa in Jaun Kürze, nach *DSA* eine unklare Form *iesch*; ähnliches gilt für Saanen.

Diese wenigen Beispiele mögen genügen. Der *SDS* ist nicht nur ein selbständiges Arbeitsinstrument von höchster Qualität, er erlaubt uns auch, frühere Arbeiten wie die Schweizer Karten des *DSA* im richtigen Zusammenhang zu interpretieren und ihr oft subjektives Material vom Gesichtspunkt der Sprachpsychologie und von dem des «phonologischen Bewußtseins» aus für die Forschung zu verwerten.

Wir warten gespannt auf die weiteren Bände, von denen der zweite, den Konsonantismus behandelnd, soeben erschienen ist.

Roland Ris